

Nr. 2862

DER LANDSER

www.landserde

Erlebnisberichte zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges

F. Nemis

Schlacht in Kalabrien

Sommer 1943 – Kampf gegen Partisanen und einen materiell
weit überlegenen Feind in Italien – Ein Originalbericht



Ritterkreuzträger des Heeres



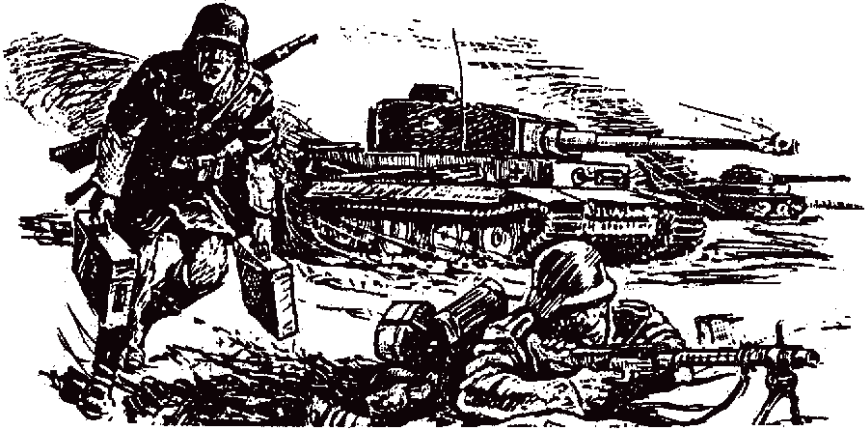
Heinz-Joachim Hoffmann

wurde am 28.1.1907 in Markthausen/Ostpreußen geboren und gehörte als Offizier bereits der Reichswehr an. Als Oberleutnant und Kompanieführer im Infanterie-Regiment (IR) 44 erlebte er zunächst den Polenfeldzug und 1940 als Hauptmann den Westfeldzug. Als Major kommandierte Hoffmann ab Juni 1941 das III. Bataillon des IR 44 im Rußlandfeldzug. Im Januar 1942 gelang den Sowjets die Einschließung deutscher Kräfte im „Wolchow-Kessel.“ Major Hoffmann hatte mit seiner Kampfgruppe entscheidenden Anteil an der Abwehr der Angriffe, die bis April andauerten. Für diese Leistung erhielt der Offizier am 15.4.1942 das Ritterkreuz. Oberst a.D. Heinz-Joachim Hoffmann verstarb am 21.5.1975 in Barnten/Hildesheim.

H.K.

Schlacht in Kalabrien

Kampf gegen eine feindliche Übermacht



Italien 1943. Nach der Räumung Siziliens formierten sich die verbliebenen Wehrmachtverbände auf dem italienischen Festland neu. Dabei hatten sie allerdings mit immensen Problemen zu kämpfen, wobei der mangelnde Nachschub eine der kleineren Schwierigkeiten darstellte. Mit großer materieller und personeller Überlegenheit „erdrückten“ die feindlichen Truppen die Landser, die sich nach Norden absetzen mußten. Dabei sollten sie hinhaltenden Widerstand leisten. Eine schier unlösbare Aufgabe. Dennoch stellten sich die Soldaten immer wieder dem Gegner. Der Preis dafür war hoch. Treue Kameraden blieben zurück oder mußten mit schweren Verletzungen nach hinten gebracht werden. Der folgende Bericht schildert jene dramatischen Rückzugsgefechte.

Die Redaktion

Hinweis: Die Anmerkungen finden Sie am Ende dieser Ausgabe

August 1943. Drückende Schwüle herrschte in dem kleinen, niedrigen Bauernhaus, in dem sich zwölf Soldaten zusammen mit vier Offizieren des britischen MI 6¹⁾ und des amerikanischen OSS²⁾ versammelt hatten. Die zwölf Männer sollten in einer der kommenden Nächte auf dem italienischen Festland abgesetzt werden.

Chef dieser Commandogroup war Captain John S. Cullbrigh³⁾, ein kampferprobter Long Ranger, der schon in Afrika unter Colonel Pendergast gegen die deutschen „Wüstenfüchse“ gekämpft hatte. Als sein Stellvertreter fungierte First Lieutenant (Oberleutnant) Gilbert Barrymore, Angehöriger des amerikanischen OSS, zusammen mit seinem langjährigen Bekannten, Clark McClure, Master Sergeant (Oberfeldwebel) mit 14 Dienstjahren, fast zwei Meter groß, breitschultrig und muskulös. Er war Sprengstoffexperte und gehörte ebenfalls zum OSS.

Die anderen Teilnehmer waren: Second Lieutenant (Leutnant) Jeffry Winston, 32 Jahre alt, im Zivilberuf Professor; Second Lieutenant Luigi Giletti, 28 Jahre alt, im Zivilberuf Radiotechniker und Ingenieur der Hoch- und Niederfrequenz, der Funkspezialist der Gruppe.

Die übrigen waren Feldwebel und kampferprobte Unteroffiziere, bis auf die beiden Neulinge, die ihren ersten Einsatz erleben sollten: die beiden Sergeants (etwa: Unterfeldwebel) Roy Evans und Bob Mitchum.

Colonel (Oberst) McCloud blickte ungeduldig auf seine Uhr. Dann glitten seine hellen, etwas farblos wirkenden Augen über die Gesichter der zwölf Männer, die vor ihm auf wack-

ligen Stühlen saßen. Etwas länger verweilte der Blick des Stabsoffiziers von MI 6 auf dem hageren, braungebrannten Gesicht von Captain Cullbrigh. Dann begann er mit rauher Stimme:

„Gut, wir haben heute den zwölften August ... Es wird unserer Armee in den nächsten Tagen sicher gelingen, die Deutschen und ihre Verbündeten vollends von Sizilien zu vertreiben. Wir müssen uns aber darauf vorbereiten, daß der Gegner uns drüben schwer zu schaffen machen wird. An Ihnen wird es liegen, daß der Nachschub der 26. deutschen Panzerdivision rechtzeitig unterbunden wird und daß der Widerstand der italienischen Partisanenbewegung verstärkt wird.“

Sie werden in der Nacht vom 22. zum 23. dieses Monats in der Bucht von Gioia von einem Schnellboot an Land gebracht. Dort erwartet Sie einer unserer Vertrauensleute, Lieutenant Tompson, mit seinen Mitarbeitern. Diese Männer werden Sie dann in die Nähe Ihres vorgesehenen Einsatzortes bringen. Dort haben Sie einige Tage Zeit, um die Lage zu sondieren.

Zum gegebenen Zeitpunkt, der Ihnen über Funk mitgeteilt wird, erfolgt Ihr Einsatz. Wie wir wissen, befinden sich in dieser Gegend einige wichtige Nachschubdepots der Deutschen, die Ihre wichtigsten Ziele sein werden.“ Colonel McCloud machte eine kurze Pause und fuhr dann fort: „Zusammen mit den Italienern werden Sie dann die zurückgehenden deutschen Truppen durch Anschläge aufhalten und ihnen den Rückweg verlegen. Sie arbeiten wie immer

selbständig und sind nur den Anweisungen des Stabes von MI 6 oder OSS unterworfen. Es sei denn, Sie bekommen von uns andere Befehle. Sind noch irgendwelche Fragen hierzu?“

Niemand meldete sich.

„Okay. Dann begeben Sie sich wieder in Ihre Quartiere zurück. Sie werden noch in dieser Nacht nach Falcone gebracht, wo Sie das nötige Material übernehmen werden. Ich bitte Captain Cullbrighth und Lieutenant Barrymore, noch einen Moment hierzubleiben. Die anderen können gehen. Danke, meine Herren!“

Bis auf die beiden Offiziere verließen die Männer den Raum.

„Verdammt, das wird wieder 'ne heiße Suppe“, knurrte Master Sergeant Clark McClure seinem Nebenmann, Sergeant Andrea, zu. „Wenn ich das richtig sehe, hocken wir dann etwa achtzig Meilen im Rücken der Krauts⁴⁾.“

„Na und?“ meinte der hagere, dunkelhaarige Sergeant. „Das ist doch sicher nicht das erste Mal, daß du im Rücken der Deutschen operierst?“ Er nahm eine Zigarettensackung aus der Tasche und reichte sie seinem Nebenmann, nachdem er sich bedient hatte. In dem grobknochigen Gesicht des Amerikaners zuckte ein Muskel, als er sich die Zigarette anbrannte und der Flammenschein seine Augenpartie für einen Moment erhellte.

„Sicher, Sarge (Abkürzung für Sergeant)“, gab der Hüne heiser zurück, „trotzdem ist mir diesmal nicht ganz wohl bei dem Job. Bei dem verdammten Inselfprung nach hier sind Lieutenant Barrymore und ich den Deutschen mit Mühe und Not ent-

kommen. Und nun müssen wir noch mit diesen Partisanen zusammenarbeiten ... und das ist es, was mir nicht schmeckt.“

„Und warum nicht?“ In den dunklen Augen des Sergeants glitzerte es böse.

„Ich traue den Burschen nicht ganz. Bisher haben wir nicht die besten Erfahrungen mit denen gemacht“, gab McClure mürrisch zurück. „Bei denen weiß man nie richtig, ob sie für die eine oder die andere Seite arbeiten.“

„Ich denke, du siehst da etwas zu schwarz ... immerhin sind eine Reihe von Widerstandskämpfern von den Faschisten und den Jerries⁵⁾ hingerichtet worden“, gab Sergeant Andrea scharf zurück.

Der massige Kopf des Amerikaners ruckte herum, dann grinste er verstehend.

„Okay, Sarge, reg dich ab! Das war nicht auf deine Verwandten gemünzt; aber glaub mir, ich habe hier in Sizilien schon die unangenehmsten Erfahrungen machen müssen. Frag mal Lieutenant Barrymore, der kann dir noch mehr erzählen.“

Skeptisch betrachtete Unteroffizier Mertens die Gruppe Landser, die im Halbkreis um ihn herumsaß. Vom nahen Ionischen Meer wehte eine warme Brise. Die neu aufgestellten Einheiten des IV. Bataillons im Panzergrenadier-Regiment 2 lagen in einigen kleinen Dörfern, etwa vier Kilometer westlich von Savereto. Die 2. Kompanie des IV. Bataillons hatte, genau wie die anderen Einheiten des Regiments, bei den Rück-

zugskämpfen auf Sizilien schwere Verluste erlitten und war jetzt aufgefrischt worden.

Seit sechs Tagen versuchten nun britisch-amerikanische Truppen der 8. Armee unter Marschall Montgomery⁶⁾ auf dem italienischen Festland Fuß zu fassen. Nachdem die Deutschen und Italiener Sizilien verlassen hatten, warteten die arg dezimierten deutschen Verbände auf Nachschub, um die Landung der Gegner zu verhindern.

Am Morgen hatte die 2. Kompanie Ersatz an Soldaten, Waffen und Munition bekommen. So auch die Gruppe von Unteroffizier Mertens, in der es jetzt eine Menge neuer Gesichter gab. Nur noch die Obergefreiten Herms und Wust waren von der alten Gruppe übriggeblieben.

„Also, Männer, wollen wir uns langes Palaver ersparen“, eröffnete Mertens den Appell. „Meinen Namen kennt ihr, den hat euch Feldwebel Heinrich ja schon genannt. Ich denke, wir werden in nächster Zeit aufeinander angewiesen sein, und da ist es schon besser, wenn man sich vorher ein bißchen beschnuppert. Ich nehme an, daß wir bald wieder nach vorn geworfen werden, dann ist es mit dem Faulenzen sowieso vorbei. Die ‚Tommys‘⁷⁾ werden jedenfalls alles versuchen, uns auch noch aus Kalabrien zu vertreiben. Tja ... unser Regiment hat in den vergangenen Wochen schwere Verluste gehabt, und ich nehme an, daß es auch in Zukunft hart hergehen wird. Aber was soll's, wir müssen's nehmen, wie's kommt.“

Mertens' Blick blieb auf dem braungebrannten, breitflächigen Ge-

sicht des Obergefreiten Herms hängen. Max und er kannten sich schon seit dem Frankreichfeldzug. Zusammen waren sie dann in Rußland gewesen, bis es nach Afrika gegangen war. Anschließend kam Sizilien, und nun waren sie hier.

Max Herms war Stellvertreter des Gruppenführers. Er hatte noch nie den Ehrgeiz, Unteroffizier zu werden, und tat auch alles, um sich die Sympathie seiner Kompanieoffiziere zu verschmerzen.

„Wenn ihr mich fragt, Kumpels, mir gefällt es hier im sonnigen Süden ganz gut“, warf der Gefreite Berends grinsend ein. Er war einer der Neuen. „Ich war im ersten Winter vor Moskau und bekam dort eine verpaßt. Nun bin ich hier im schönen Italien. Besser als wieder in Rußland, denn vor der russischen Gefangenschaft hatte ich immer 'nen Heidenbammel.“

Unteroffizier Mertens runzelte ärgerlich die Stirn. War man schon so weit, daß die Männer die Kriegsschauplätze nach der Möglichkeit einer Gefangenschaft beurteilten?

„Hört bloß auf mit dem Gerede!“ unterbrach Mertens den Gefreiten. „Für so 'nen Käse haben wir keine Zeit. Seht zu, daß ihr in eure Quartiere kommt und eure Brocken klar macht. Ich denke, in einer Stunde geht's raus zum Geländedienst, da wollen wir mal sehen, ob ihr noch auf dem Teppich seid.“

Die Männer gingen, und Mertens folgte ihnen mit Herms. Im Kompaniegefechtsstand erkundigte sich der Kompaniechef, Oberleutnant Christians:

„Wie sind die Neuen, Mertens?“

Christians war im Zivilberuf Studienrat und hatte mitunter eine etwas schulmeisterliche Art an sich.

„Das ist im Moment schwer zu sagen, Herr Oberleutnant“, erwiderte Mertens zögernd. „Es sind ganz sicher brauchbare Burschen dabei ...“

„... aber militärisch gesehen, Säuglinge, nicht wahr? Das wollten Sie doch sagen, Mertens?“

„Jawohl, Herr Oberleutnant!“

Oberleutnant Christians holte eine Packung Zigaretten aus der Tasche und reichte sie Mertens, der sich dankend bediente. Als die Zigaretten brannten, meinte der Kompaniechef:

„Na ja, die Alten aus meiner Kompanie werden immer weniger. Zwei Feldwebel, fünf Unteroffiziere und elf Oberschnäpser⁸⁾, das ist alles. Damit soll ich jetzt in wenigen Tagen eine schlagkräftige Kompanie aufstellen.“ Er schwieg einen Moment und fügte dann etwas leiser hinzu: „Wenn es uns nicht bald gelingt, die Alliierten zu stoppen, sehe ich schwarz.“

Mertens blickte seinen Chef erstaunt an. So deprimiert hatte er ihn noch nie reden gehört. Doch schon sagte Christians mit gewohnt fester Stimme: „Für heute nachmittag habe ich Geländedienst befohlen. Unterstützen Sie Leutnant Weinrich nach Kräften, damit er sich bald zurechtfindet.“

„Jawohl, Herr Oberleutnant!“

Christians dankte mit einem knappen Gruß und wandte sich mit einem grimmigen Lächeln ab.

Auf dem Weg meinte Mertens nachdenklich: „Unser Alter macht sich Sorgen um seinen Haufen.“

„Ja ... aber das ist mir doch lieber als einer, der mit ‚Halsschmerzen‘⁹⁾ seine Kompanie bedenkenlos verheizt“, entgegnete Herms.

In der Feldküche ließen sich die beiden etwas zu essen geben. Als sie wieder ins Freie traten, sah Herms stirnrunzelnd einige Kinder mit Gefäßen bei der Küche herumlungern. Mertens, der den Blick bemerkt hatte, sagte leise: „Wenn man das so sieht, bekommt man’s mit der Angst zu tun. Kannst du dir vorstellen, daß unsere Kinder auch mal so ums Essen betteln müßten?“

„Red keinen Stuß ... so weit kommt’s bestimmt nicht bei uns. Unsere Blagen brauchen bestimmt nicht um Essen zu betteln“, gab Herms verärgert zurück.

„Schon gut, war ja nicht so gemeint!“

Plötzlich aufheulendes Motorengeräusch ließ Mertens verstummen. Schlagartig verschwanden die Landser von den Straßen des kleinen Dorfes, und auch die Zivilisten suchten schnell Deckung. Keine Sekunde zu früh, denn schon huschten sechs amerikanische Jabos¹⁰⁾ über den Ort, flogen suchend ihre Schleifen, zogen wieder hoch, um erneut im Tiefflug über das Dorf hinwegzufegen. Es war ihnen anzumerken, daß sie dem Frieden in der so still daliegenden Ortschaft nicht ganz trauten. Sie konnten sich sicher schlecht vorstellen, daß sie nicht von deutschen Truppen belegt sein sollte.

In der Deckung einer Scheune beobachteten Mertens und Herms aufmerksam die Feindmaschinen.

„Schau dir die Schlauberger mal an!“ rief Mertens seinem Neben-

mann erregt zu. „Die sind verdammt mißtrauisch.“

„Kein Wunder“, gab Herms zurück, „die vermuten doch jetzt überall Truppen von uns. Hoffentlich halten sich unsere Männer schön in Dekung.“

„Unsere Männer schon, aber sieh mal da drüben ... da hopsen doch verdammt so ein paar verrückte Italiener ... ich sag's ja, Mann ... sie greifen an!“

Der erste Jabo kippte über die linke Tragfläche und stürzte heulend in die Tiefe. An seinen Tragflächen züngelten Mündungsblitze, und Sekunden darauf war die Luft erfüllt vom Hämmern der Bordwaffen und den Einschlägen der Explosivgeschosse. Rauch und Staubwolken wirbelten auf, dann detonierten auch schon die ersten Splitterbomben.

Als der grausige Spuk nach ein paar Minuten vorbei war, blieben fünf tote Zivilisten und zwei deutsche Panzergrenadiere als Opfer auf der Strecke.

Zwei Tage später hatten die Männer der 2. Kompanie Stellung in der vordersten Linie bezogen.

Über ihnen glitzerte ein sternenübersäter Nachthimmel, und seit 40 Minuten schoß die feindliche Artillerie Trommelfeuer auf die deutschen Linien. Die Panzergrenadiere werden durch das massierte Feuer in ihren Löchern buchstäblich festgenagelt. In dieser Nacht erwischte es außer Leutnant Weinrich, der hier seine ersten Fronterfahrungen sammeln sollte, auch den kleinen Grenadier Hänsel.

Mertens, Herms und Berends schleppten ihn zurück zum Kompaniegefechtsstand, wo schon mehrere Verwundete lagen. Sie sahen, wie sich der Sanitätsfeldwebel nach kurzer Untersuchung wieder aufrichtete und stumm den Kopf schüttelte. Halblaut raunte er Oberleutnant Christians zu:

„Nichts mehr zu machen ... schwerste Bauchverletzungen ...!“

Christians' Gesicht versteinerte sich, als er Mertens einen schnellen, fassungslosen Blick zuwarf. Dann beugte er sich über den Kleinen und sagte mit sonderbar belegter Stimme: „Tja, mein Junge, jetzt hast du 'nen sauberen Heimatschuß. Doch das wird wieder, unsre Ärzte flicken dich schon wieder zusammen.“

Mit Augen, die in dem schweißglänzenden, bleichen und noch kindlichen Gesicht unnatürlich groß aussahen, sah Hänsel abwechselnd von Christians auf Mertens und die anderen. Seine schmalen, verdreckten Hände glitten zitternd über die Wolldecke. Mit flackerndem Blick saugte er die tröstenden Worte seines Kompaniechefs in sich auf, um seine eigene Angst zurückzudrängen.

Die anderen sahen sich an. Sie wußten die Worte des Sanitäters richtig zu deuten. Von den bleichen, spröden Lippen des Schwerverwundeten rang sich ein Stöhnen, aber als zwei Kameraden ihn auf die Trage zu betten begannen, wurde er ruhiger. Er hob noch einmal schwach die Hand, als sich Mertens, Herms und Berends umdrehten und den Gefechtsstand verließen.

Eine halbe Stunde später erfuhr Oberleutnant Christians, daß der

Grenadier Hänsel auf dem Weg zum Verbandsplatz seinen Verletzungen erlegen war.

Als Mertens vom Tod des ‚Kleinen‘ hörte, sagte er leise: „Das war der erste Tote meiner neuen Gruppe.“

„Und es wird nicht der letzte sein“, gab der Obergefreite Herms bitter zurück. Sie duckten sich tiefer, als wieder eine neue Lage schwerer Granaten bedrohlich nahe einschlug und sie mit Erdbrocken überschüttete. Mit unvorstellbarer Wucht hämmerte die feindliche Artillerie auf die deutschen Stellungen ein, alles niederwalzend und vernichtend.

Es sah so aus, als arbeiteten die Kanoniere drüben bei Montgomerys 8. Armee im Akkord. Berends preßte sich tiefer an die bebende Erde, als nach höllischem Heulen keine zehn Meter vor seinem MG-Stand eine Granate in den Boden schmettete und sie mit Erde überschüttete. Mühsam und nach Luft ringend befreite er sich und die anderen, die neben ihm lagen, von den Erdmassen, dann holten sie das MG und die Munition unter den Brocken hervor. Als er sich umsah, erkannte er Unteroffizier Mertens hinter sich.

„Alles in Ordnung?“ brüllte Mertens keuchend und preßte sich an den Rand der Deckung.

„Es geht“, gab Behrends zurück und wischte sich mit der Hand über sein verdrecktes Gesicht.

Mertens hob lauschend den Kopf, als die Einschläge der feindlichen Artillerie plötzlich weiter nach hinten wanderten. Dann peilte er vorsichtig über die Deckung und starrte ins Niemandsland, über das dichte Rauch- und Pulverdampfswaden

zogen. Danach suchte er sorgfältig das Gelände vor den eigenen Stellungen ab.

„Wir müssen aufpassen, denn es besteht die Möglichkeit, daß noch versprengte Einheiten von unserer Division hier durchkommen. Es wäre schlimm, wenn wir auf unsere eigenen Kameraden schießen würden.“

„Verdammt, wie soll man denn bei dieser Dunkelheit und der schlechten Sicht wissen, ob es eigene oder fremde Leute sind?“ gab Berends wütend zurück. Mertens zuckte die Schultern.

„Ich weiß soviel wie du, Berends. Ich kann nur sagen, es besteht die Möglichkeit, daß unsere Leute noch hier durchkommen“, erwiderte Mertens. „Doch ich glaube eigentlich auch nicht mehr daran, daß noch Landsr von uns durch die Front der ‚Tommys‘ kommen. Aber immerhin – man hat schon Pferde kotzen sehen.“

Wiederum färbte sich der Nachthimmel im Süden rot. Feurigen Bündeln gleich zuckten die Abschüsse der feindlichen Kanonen in die Nacht, begleitet von dem nervenaufreibenden Geheul der nach Norden ziehenden Granaten.

Kurz darauf verstummte das Artilleriefeuer schlagartig, und eine beängstigende Stille breitete sich aus. Die Männer, seit Stunden an diesen Höllenlärm gewöhnt, prüften, ob ihre Trommelfelle noch in Ordnung waren und harreten mit pochenden Herzen der Dinge, die noch kommen würden.

Bei Mertens und Berends tauchte jetzt Oberleutnant Christians auf. Ihn hatte die plötzliche Stille offen-

bar ebenfalls beunruhigt. Er ging nun die Stellung ab und schärfte seinen Männern ein, äußerst wachsam zu sein. Schließlich sei jetzt mit einem Infanterieangriff zu rechnen. Doch im Moment rührte sich beim Gegner noch nichts. Drüben, im Nachbarabschnitt bei der 4. Kompanie, flackerte vereinzelt MG-Feuer auf.

„Da ... links, am Rand der Mulde! Da bewegt sich was!“ rief einer der MG-Schützen aufgeregt, und Christians suchte mit seinem Nachtglas die angegebene Stelle. Sosehr er sich aber anstrengte, er konnte nichts entdecken.

„Sie haben sich getäuscht, Mann. Ich sehe nichts! Geben Sie mir eine genaue Zielansprache, vielleicht kann ich dann etwas ausmachen.“

Es war Mertens, der ihm die Zielansprache gab, denn er hatte eben auch etwas beobachtet.

„Drei Daumenbreiten links neben den drei zerfetzten Olivenbäumen, Herr Oberleutnant. Knapp eine Daumenbreite daneben ist ein kleiner Hügel. Verdammt ... jetzt ist es weg!“

Christians war unschlüssig, was er tun sollte. Eine Leuchtkugel abschießen und Klarheit schaffen? Nein, es war sinnlos. Er wußte nicht, ob dem Gegner ihre Stellung schon bekannt war. Bis zur Stunde hatte sich der ‚Tommy‘ nur ganz vorsichtig vorge tastet.

Oberleutnant Christians legte die Leuchtpistole auf den Deckungsrand. Im selben Moment erkannte er ein paar dunkle, kaum sichtbare Gestalten, die sich drüben am Muldenrand erhoben und lautlos gegen die

Stellungen der 2. Kompanie vorgingen.

„Zum Teufel, Sie haben doch richtig gesehen!“ fuhr Christians auf. „Alarm!“ Er riß die Leuchtpistole hoch und drückte ab. Zischend stieg die Rakete in den Nachthimmel. In ihrem geisterhaften Licht erkannte man die geduckt heranhetzenden Gestalten. Deutlich waren die flachen Stahlhelme auszumachen. Engländer! Montgomerys Soldaten griffen also an!

„Zweite Kompanie ... Feuer frei!“ gellte der Ruf von Oberleutnant Christians durch die Nacht.

Sekunden später hämmerten die Maschinengewehre, neue Leuchtkugeln schossen zischend in den Nachthimmel, und die Leuchtspurmunition der MG züngelte den Angreifern entgegen. Dazwischen Karabinerschüsse und die kurzen, bellenden Feuerstöße aus Maschinenpistolen.

Berends zog den Kolben seines MG fester an die Schulter. Rasselnd hämmerte die erste Garbe durch die Nacht. Mit kurzen Feuerstößen bestrich er das Gelände. Er sah, wie die angreifenden Gegner in seinem Feuer zusammenbrachen und ihren Sturm Lauf stoppten.

„Mehr nach rechts ...!“ brüllte da Christians dem MG-Schützen zu, der sofort das MG herumschwenkte, als er erkannte, daß eine Gruppe von Angreifern schon verdammt nahe herangekommen war. Seine gezielten Feuerstöße zwangen die Stürmenden sofort in Deckung; einige von ihnen brachen aufschreiend zusammen.

Nun mischten auch die schweren Granatwerfer der 3. Kompanie mit.

Fauchend krachten ihre Geschosse in die Reihen der Angreifer, die hoffnungslos steckengeblieben waren.

„Wir haben sie!“ brüllte Mertens. „Da ... sie ziehen sich zurück!“

„Weiterfeuern ... nicht stoppen! Laßt sie nicht entkommen!“ dröhnte Oberleutnant Christians' Stimme durch das Getöse.

Drüben versuchten die Engländer wieder die schutzbietende Senke zu erreichen. Einige von ihnen schafften es auch. Sie hatten viele Tote und Verwundete zurückgelassen.

„Stopfen¹¹⁾!“ befahl Christians, als er sah, daß der Rest der Engländer die eigenen Stellungen wieder erreicht hatte.

„Nun hört euch nur den Lärm da im Süden an. Vielleicht brechen die Leute von Montys (Montgomery) Truppe so schnell durch, daß wir die Camps gar nicht in die Luft zu blasen brauchen“, knurrte Master Sergeant McClure seinen beiden Nebenmännern zu.

Sie hockten zu viert in der Dekung einer Buschreihe. Knapp 50 Meter vor ihnen lag in einem kleinen Olivenwäldchen das von zwei Stacheldrahtzäunen umgebene deutsche Munitionslager.

„Du machst wieder einen deiner unpassenden Witze, Clark“, gab Lieutenant Barrymore leise zurück und ließ dabei die beiden Posten keine Sekunde aus den Augen, die im Inneren des Zaunganges standen und sich leise unterhielten. „Konzentriere dich lieber darauf, wie wir die Doppelposten ausschalten. Schau dir nur mal den Betrieb im Camp an!“

Der Master Sergeant nickte nur mit verkniffenem Gesicht vor sich hin.

„Ich schätze, es wird Zeit, daß wir uns an die Arbeit machen, bevor der Tanz in den anderen Camps beginnt“, mischte sich Lieutenant Giletti ein. Man merkte, daß ihm der schwarze Humor der beiden anderen nicht so richtig behagte. „Immerhin müssen wir uns auch noch absetzen. Für Späße haben wir dann immer noch Zeit.“

„Nur nicht nervös werden, Mister Giletti“, erwiderte Lieutenant Barrymore. „Komm, Clark ... die beiden da drüben hau'n ab ... gleich müssen die Posten des Außenzauns auftauchen. Die schnappen wir uns! Mister Giletti, Sie folgen uns dann mit Sergeant Andrea, wenn wir von drüben winken. Dabei bleibt Andrea zurück und hält uns den Rückweg frei, während wir drinnen unsere Eier legen. Fertig?“

„Fertig, Sir!“ brummte McClure, und die anderen nickten zustimmend.

„Okay, dann ab!“

Schlangengleich glitt Lieutenant Barrymore aus der Deckung und verschwand, dicht über den Erdboden kriechend, in Richtung des ersten Außenzaunes. Master Sergeant McClure folgte ihm. Kurz darauf waren die beiden den Blicken der Zurückbleibenden entschwunden. Wenig später sah man die beiden dunklen Gestalten mit den rußgeschwärmten Gesichtern noch einmal kurz am Außenzaun auftauchen, wo sie sofort in dem kleinen Entwässerungsgraben verschwanden. Keine Minute zu früh, denn kurz darauf erschien der

deutsche Doppelposten, der den Außenzaun umkreiste. Die beiden Deutschen liefen ahnungslos in eine tödliche Falle.

Schattenhaft wuchsen auf einmal hinter ihnen die Gestalten der Amerikaner auf, und dann sahen die anderen, wie die Posten unter deren brutalen Hieben lautlos zusammenbrachen.

McClure machte sich sofort daran, den Zaun durchzuschneiden, während Barrymore sich kurz aufrichtete und den Zurückgebliebenen ein Zeichen gab, daß alles klar sei. Daraufhin huschten die beiden, die Päckchen mit dem Sprengmaterial mit sich schleppend, über das kurze, freie Stück bis zum Zaun. Sie gingen sofort in Deckung, nachdem ihnen Barrymore bedeutet hatte zu warten, bis die anderen Doppelposten aufgetaucht seien. So blieben sie, dicht an die Erde gepreßt, an der Ecke liegen, wo die Posten innerhalb der nächsten Minuten erscheinen mußten.

„Da sind sie!“ raunte Barrymore, und McClure nickte nur stumm. Sie hörten die Schritte, dann vernahmen sie auch Stimmen ... jetzt!

Das letzte, was die beiden Deutschen vermutlich sahen, waren zwei huschende Schatten, dann war alles vorbei. Die beiden wurden außerhalb des Zaunes geschleift. Hinter einem Busch am Entwässerungsgraben ging Sergeant Andrea in Stellung. Er hatte den im Camp operierenden Männern, die eben durch den zerschnittenen Zaun glitten, den Rückweg offenzuhalten.

Lieutenant Barrymore und Master Sergeant McClure hatten zwei große Munitionsstapel, die sich etwa in

Campmitte befanden, zum Ziel. Lieutenant Giletti sollte die beiden Baracken, in denen sich ebenfalls Munitionsvorräte befinden mußten, mit Brandsätzen ausschalten.

Barrymore mußte einem herandrumpfenden schweren LKW ausweichen und zwischen einigen Kistenstapeln verschwinden. McClure war blitzschnell hinter einige andere Kisten geschnellt. Nur wenige Meter von ihm entfernt hielt der Wagen, und McClure hörte, wie sich die beiden Deutschen lautstark unterhielten.

Der Master Sergeant sah, wie Lieutenant Barrymore zwischen den Kistenstapeln weiterkroch und blickte sich um. Hinter sich erkannte er eine Lücke in der Reihe der Kisten, die übermannshoch aufeinandergestellt worden waren. Vorsichtig glitt er in den schmalen Spalt zwischen den Stapeln und huschte weiter. Als er sicher war, weit genug im Zentrum zu sein, legte er eine Ladung, ging weiter und plazierte die zweite. Die Pakete saßen, und er wußte, daß hinter ihm jetzt die Maschinerie des Todes lief.

Langsam arbeitete er sich den Weg zurück. Kurz vor dem Zaun, auf einer schmalen Fahrstraße, kam hinter einem Stapel leerer Kisten eine dunkle Gestalt hervor, und er erkannte erleichtert, daß es Lieutenant Barrymore war.

„Alles klar, Clark?“ erkundigte sich der Offizier und blickte sich lauernd um. Weiter drüben war der Lärm der Verladearbeiten zu vernehmen.

„Los, laß uns nach draußen verschwinden. Wo bleibt Giletti?“

„Keine Ahnung. Ich habe ihn zuletzt gesehen, als wir uns hier trennten. Ich denke, wir warten draußen auf ihn bis zur verabredeten Zeit.“

„Okay ... dann ab. Hier drin ist es mir sowieso zu ungemütlich.“

„Nach Ihnen, Sir“, brummte McClure und hielt den durchschnittenen Zaun auseinander. Zusammen mit Andrea warteten sie, in Deckung liegend, auf das Erscheinen von Lieutenant Giletti. Ungeduldig sahen sie abwechselnd auf ihre Uhren; das Warten fraß an ihren Nerven. Was war da los?

„Noch fünf Minuten, dann seh' ich mal nach, was mit ihm los ist“, unterbrach Barrymore das lastende Schweigen.

Er hatte es kaum gesagt, als aus dem Munitionslager Lärm, Schüsse und laute Kommandos herüberdrangen. Fast gleichzeitig blitzten zwei Scheinwerfer auf. Die grellen Lichtfinger huschten über das Depot und die Landschaft ringsum. Mit stokkendem Atem preßten sich die Ranger an die Erde, als die Scheinwerferkegel über sie hinwegglitten.

Der Stimmenlärm nahm zu. Dazwischen peitschten kurze Feuerstöße aus einer deutschen MPi¹²⁾ auf.

„Da ... da kommt er!“ rief Sergeant Andrea unterdrückt. Drüben tauchte eine taumelnde Gestalt auf, die schwerfällig auf den Zaun zuhastete.

„Verdammt, das schafft er nie!“ fluchte McClure. Bevor ihn jemand daran hindern konnte, glitt er aus der Deckung, kroch durch die Öffnung im Zaun und hetzte der langsamer werdenden Gestalt entgegen, die nur wenige Meter vor dem rettenden Zaun zusammenzubrechen drohte.

Doch der Mann riß sich noch einmal hoch und lief torkelnd auf den hünenhaften Sergeanten zu.

Die Stimmen der Deutschen kamen näher, und jetzt waren auch einige Gestalten zu erkennen, die auf dem Gang zwischen den Zäunen herangehetzt kamen.

„Da kommen die ersten! Wenn sich McClure nicht verdammt beeilt, läuft er ihnen genau vor die Rohre!“ rief Andrea erregt, und Lieutenant Barrymore starrte in die angegebene Richtung. Hölle, der Sarge hatte recht!

„Wir werden den beiden den Weg freischießen, Sarge! Lassen Sie sie noch näher rankommen, dann halten Sie drauf!“ befahl Barrymore, während er McClure und den Verwundeten beobachtete, die sich jetzt im Zwischengang befanden, nur noch wenige Meter von dem rettenden Außenzaun entfernt.

Als sich McClure als erster durch das Loch im Zaun zwängte und dann den Verwundeten hinter sich herzog, tauchten die Deutschen auf. Die ersten Schüsse peitschten auf, Erde stiebte um die beiden Männer am Zaun hoch, und einige Schüsse saßen schon bedrohlich nahe. Da rasselte die Maschinenpistole von Sergeant Andrea los.

Sofort peitschten auch die kurzen Feuerstöße aus Barrymores MPi in die Reihen der Verfolger. Einige schrien auf, brachen zusammen und versuchten, dem mörderischen Feuer zu entkommen; die anderen wurden in Deckung gezwungen.

Barrymore sprang auf und half McClure, den Verwundeten zu bergen. Dann befahl er: „Sarge, zusam-

men mit dem Master bringen Sie den Verwundeten bis dort drüben zu dem Wäldchen, ich gebe euch inzwischen Feuerschutz. Wenn ihr drüben seid, tut ihr dasselbe für mich, ich komme dann nach!“

„Aber Sir, das ist doch ...“, keuchte McClure. Doch Lieutenant Barrymore unterbrach ihn scharf:

„Tu, was ich gesagt habe. Haut schon ab! Das ist ein Befehl!“

„Aye, Sir!“ Den Verwundeten zwischen sich, liefen sie, so schnell es ging, über das Gelände zu dem nahen Olivenhain, während hinter ihnen Lieutenant Barrymore mit kurzen Feuerstößen die Deutschen in Deckung zu halten versuchte.

Barrymore wußte, wie ungünstig seine Stellung auf die Dauer war. Sobald er vom Hain her die ersten Schüsse hörte und sah, daß die Deutschen in Deckung gehalten wurden, hetzte er hoch, lief los, und das nicht eine Minute zu früh. Denn da, wo er kurz zuvor noch gelegen hatte, schmetterten plötzlich Handgranatexplosionen in die Nacht.

Geduckt, im wilden Zickzack laufend, rannte er mit jagenden Lungen auf den rettenden Olivenhain zu. Um ihn herum zwitscherten die Geschosse, und eine Kugel riß ihm den rechten Oberarm knapp unter der Schulter auf. Er taumelte, stolperte, fiel und raffte sich wieder auf. Nach Luft ringend, erreichte er endlich den schützenden Buschstreifen vor dem Wäldchen.

„Alles klar, Sir?“ dröhnte der Baß von McClure.

„Alles klar ...“, hechelte Barrymore. „Los, weg von hier ... bald sind sie uns auf den Fersen!“

Den Verwundeten, er hatte einen Hüftsteckschuß und einen Streifschuß am linken Oberschenkel, zwischen sich, liefen sie durch den Olivenhain zu dem schmalen Feldweg, wo der kleine Laster auf sie wartete.

Der Wagen stand mit laufendem Motor da. Aus dem Fahrerhaus ragte eine hagere Gestalt: „Es ist höchste Zeit. Was war los?“ Die Stimme des italienischen Verbindungsmannes war nervös und drängend.

„Lieutenant Giletti ist verwundet. Los, auf den Wagen mit ihm und dann ab!“ schnaufte Barrymore und lehnte sich erschöpft an den Wagen. Seine Wunde schmerzte, und am liebsten hätte er sich hingelegt. Doch dazu war wahrhaftig keine Zeit.

Dr. Andretti half, den Verwundeten auf den Wagen zu laden. Die anderen stiegen auf. Dann rief Mario Andretti, einer der bekanntesten Partisanenführer in Kalabrien, dem Fahrer zu, schnellstens zu verduften.

Während der Wagen auf dem ausgefahrenen Feldweg dahinholperte, sah Barrymore auf seine Uhr. In knapp 10 Minuten mußte das Munitionslager in die Luft fliegen!

Als sie die Kreuzung der schmalen Straße Catanzaro-Lido-Borghia erreichten und in Richtung Girifalco davonfuhren, zuckte hinter ihnen ein Blitz in den Nachthimmel. Sekundenbruchteile später fegte eine grolende Detonationswelle über die Gegend. Dann brach hinter ihnen die Hölle los. Flammen züngelten zum roterhellten Nachthimmel, leichte Munition knatterte in Kaskaden, dazwischen explodierte Gewehrmunition.

Nur wenige Minuten darauf gin-

gen die Ladungen in den drei anderen Nachschublagern hoch.

Das brennende Benzin- und Treibstoffdepot erhellte die ganze Nacht lang den Himmel und brannte noch volle 24 Stunden.

Diese Nacht schaffte mit dem Gelingen der „Operation Scabow“ heillose Verwirrung im Rücken der deutschen Truppen, die alle Hände voll zu tun hatten, den vorrückenden Gegner von Süden her zu stoppen.

Nur etwa 35 Kilometer weiter südlich versuchten zu derselben Stunde Einheiten des 7. Royal Welsh Fusilier-Regiments, im Abschnitt der 2. Kompanie/IV. Bataillon des Panzergrenadier-Regiments 2 die Front zu durchbrechen. Sie mußten ihren Angriff einstellen und zahlten dabei einen hohen Blutzoll.

Unteroffizier Mertens, der nur wenige Schritte neben Oberleutnant Christians am Grabenrand lehnte, ging zu seinem Kompaniechef hinüber.

„Herr Oberleutnant, lassen Sie mich bitte hinaus. Ich kann das Schreien der Verwundeten nicht mehr hören. Den armen Kerlen muß doch geholfen werden, die verrecken noch da draußen.“

Christians blickte ihn einen Moment nachdenklich an.

„Mir ist nicht gut bei dem Gedanken, daß Sie da rausgehen wollen, Mertens“, erwidert er nachdenklich. „Die ‚Tommys‘ passen sicher auf wie die Schießhunde.“

„Ich passe auch auf mich auf, Herr Oberleutnant. Entweder müssen die

Männer da draußen zum Hauptverbandsplatz oder zu den eigenen Leuten zurück.“

„Gut, Mertens, dann nehmen Sie sich aber ein paar Freiwillige mit. Allein können Sie da nicht viel machen.“

„Danke, Herr Oberleutnant.“ Mertens ging zu seinen Männern zurück. „Ich brauche ein paar Freiwillige, die mit mir rausgehen, um die verwundeten ‚Tommys‘ zu bergen.“

Der Obergefreite Wust warf ihm einen schiefen Blick zu und knurrte: „Ich kann dich Selbstmörder doch nicht allein gehen lassen. Den ersten Freiwilligen hast du!“

„Ich bin mit von der Partie!“ meldete sich Herms.

„Wenn’s unbedingt sein muß, ich bin auch dabei“, sagte Berends und grinste schwach, als er dem Blick von Mertens begegnete. „Na ja, mir geht das Geschrei von den armen Schweinen da draußen auch auf die Nerven.“

„Gut, dann nehmt die Waffen auf und kommt vorsichtig hinter mir her!“

Mertens verließ als erster die Stellung und glitt vorsichtig auf die Senke zu, aus der das Stöhnen und die Hilfeschreie der Verwundeten zu hören waren. Dicht hinter ihm folgten die anderen.

Keuchend zog Mertens die Luft durch den Mund und sah sich sichernd um, während er sich weiter auf die Stimmen zubewegte. Wenig später tauchte vor ihm der erste dunkle Schatten auf. Mertens drehte den Mann auf den Rücken, aber er war schon tot. Die anderen schoben sich neben den Unteroffizier.

„Los, weiter ... da drüben müssen noch mehr liegen!“

Herms stieß auf den ersten Verwundeten. Er lag in einem flachen Trichter und starrte den Deutschen aus großen, weit aufgerissenen Augen an.

„Help me ... Comrade ...“, flüsterte er. Herms kauerte sich neben ihn und schob den Stahlhelm zurück.

„Schon gut, bleib liegen. Laß mal sehen, wo es dich erwischt hat“, murmelte der Obergefreite.

Er untersuchte den Verwundeten und stellte fest, daß die ganze linke Hüfte durch einen Splitter aufgerissen worden war. Danach versorgte er die tiefe Wunde, so gut es ging. Neben ihm tauchte Berends auf. Es gelang ihnen, den leise vor sich hin wimmernden Engländer zu verbinden.

Mertens fand noch einen blutjungen Corporal (etwa Unteroffizier), dem ein Schuß den linken Unterschenkel knapp über dem Knöchel zerschmettert hatte. Der Corporal hatte sich das Bein schon selbst notdürftig abgebunden. Mit Hilfe eines der zahlreich herumliegenden englischen Gewehre schiente Mertens das Bein und legte den Soldaten dann flach auf den Rücken.

Aus der Dunkelheit tauchte derweilen Wust mit zwei anderen Verwundeten auf, die sich beide auf seine breiten Schultern stützten: ein Bein- und ein Armverletzter.

Der Unteroffizier machte dem Corporal klar, daß er ihn auf den Rücken laden und ihn tragen wolle. Der Verwundete nickte nur schwach. Der große Blutverlust hatte ihn geschwächt, und es war ihm offenbar

völlig egal, was mit ihm geschehen würde.

Der Schweiß rann Mertens über den Körper, als er mit dem Verwundeten über der Schulter zu den eigenen Stellungen tappte. Sein Atem ging stoßweise, und seine Lungen jagten nur so.

Völlig außer Atem erreichten sie schließlich die eigenen Stellungen, und hilfreiche Hände nahmen ihnen die Verwundeten ab. Mertens blieb noch eine Weile am Boden liegen. Als er wieder einigermaßen bei Kräften war, raffte er sich auf und sagte: „Wir müssen noch einmal hinaus, da draußen liegen noch mehr!“

Wenige Minuten später krochen sie wieder in die Senke, zusammen mit einigen weiteren Freiwilligen. Nach und nach brachten sie noch zahlreiche verwundete Gegner in die Stellung der Kompanie zurück. Bei Tagesanbruch waren auch die letzten geborgen.

Mertens öffnete die Augen, als ihn jemand an der Schulter rüttelte. Er richtete sich schwerfällig auf. Oberleutnant Christians stand neben ihm.

„Kommen Sie, Mertens, da drüben liegt ein englischer Leutnant, der möchte Sie sprechen!“

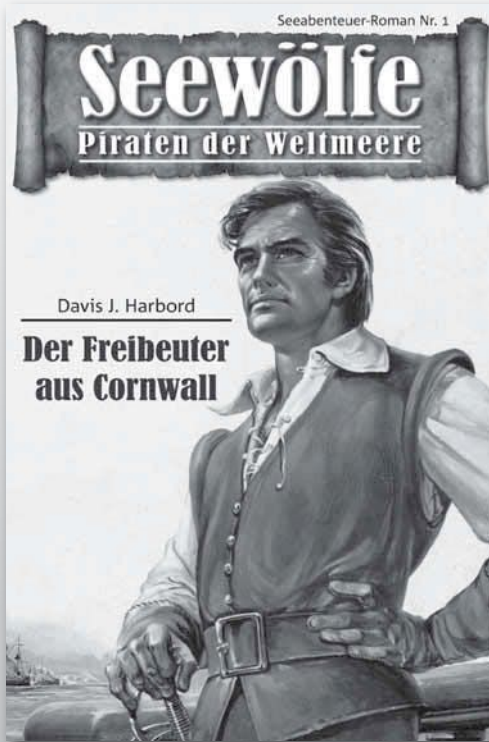
„Mich ...? Ich kann kein Englisch, Herr Oberleutnant!“

„Er spricht gut Deutsch. Kommen Sie!“

„Gut, wenn es unbedingt sein muß“, knurrte Mertens und stand auf. Am liebsten wäre er liegengelieben und hätte weitergepennt. Noch halb benommen folgte er dem Oberleutnant. Hinter einer Stallrui-

Der Klassiker unter den Abenteuer-Romanen

als
eBook



Ab sofort als eBook bei den
meisten Internet-Buchhandlungen
zum Download erhältlich.*

Sie sind wieder da und versetzen alle Meere in Angst und Schrecken: die „Seewölfe“! Unsere Kultserie mit spannenden Abenteuern um Phillip Hasard Killigrew begeisterte in den 70ern und 80ern ein Millionenpublikum. Wir erwecken die Helden von damals wieder zum Leben. Lassen Sie sich entführen in eine Welt rauher Haudegen, draller Dirnen, tollkühner Freibeuter und todesverachtender Draufgänger. Ein einmaliges, spritzig-frivoles Lesevergnügen!

Band 1 jetzt kostenlos!

*Erhältlich für die gängigsten Endgeräte, z. B. für Kindle, iPad, iPhone und viele weitere. Download unter www.amazon.de, www.libri.de, www.thalia.de, www.hugendubel.de, www.weltbild.de, im Apple iBookstore und bei vielen weiteren Online-Buchhandlungen.

ne lagen die Verwundeten, von zwei Sanis¹³⁾ notdürftig versorgt, und warteten auf den Weitertransport.

Christians blieb vor einem der Männer stehen. Mertens hockte sich neben ihm nieder und sah ihn fragend an. Doch dann begriff er. Es war ein noch junger Offizier, der mit Augen, die in dem bleichen Gesicht noch größer wirkten, zu ihm hinaufblickte. Stockend, aber in gut verständlichem Deutsch, fragte er:

„Sie sind der Mann, der mich da draußen geholt hat?“

„Ja, Sir.“

„Ich wollte Ihnen danken ... auch im Namen meiner Kameraden.“

Der Unteroffizier nickte schweigend und warf Christians einen verlegenen Blick zu. Was war denn da schon Großartiges dabei gewesen? Er hatte Menschen geholfen, die in Not waren, sonst nichts.

„Da gibt's nichts zu danken, Sir“, wehrte Mertens jetzt ab. „Ich hoffe, daß man uns in einer ähnlichen Situation genauso helfen wird.“

Der Leutnant lächelte schwach. Noch eine Handbewegung wie ein Gruß, dann wurde die Trage aufgehoben und der Verwundete weggetragen.

Nachdenklich ging Mertens zu seiner Gruppe zurück. Wenig später stand er neben dem MG-Posten am Deckungsrand und lauschte in den anbrechenden Tag hinein. Er konnte keinen Schlaf mehr finden. Die kurze Unterhaltung mit dem Engländer hatte ihn irgendwie aufgewühlt. Der Unteroffizier drehte den Kopf, als Herms neben ihm auftauchte.

„Da draußen ist's jetzt still“, unterbrach der Obergefreite das

Schweigen. „Ich glaube, wir haben sie tatsächlich alle reingeholt.“

„Hoffentlich. Denn jetzt wäre ihnen nicht mehr zu helfen“, gab Mertens einsilbig zurück.

Erst als die Sonne wie ein glühender Feuerball langsam höher stieg und wieder einen heißen Tag ankündigte, ging Unteroffizier Mertens aus der Stellung und legte sich hin. Es dauerte aber noch einige Zeit, bis er endlich in einen tiefen Schlaf fiel, der ihn die Schrecken der vergangenen Nacht für kurze Zeit vergessen ließ.

Gegen Mittag kam ein Melder vom Bataillon und brachte Oberleutnant Christians einen schriftlichen Befehl. Dieser las ihn aufmerksam, knüllte ihn dann mit wütendem Gesicht zusammen und rief nach dem „Spieß“¹⁴⁾:

„Hofstätter!“

Ein Hauptfeldwebel mit einem stoppelbärtigen Gesicht erschien und sah Christians fragend an. „Herr Oberleutnant?“

„Lassen Sie alles klarmachen zum Abrücken. Schicken Sie Melder zu den einzelnen Zügen. In dreißig Minuten verläßt die Kompanie die Stellungen!“

„Jawohl, Herr Oberleutnant. Was ist denn los, daß wir so schnell abhauen müssen?“

„Eine der üblichen Frontverlegungen, Hofstätter. Das müssen Sie ja langsam kennen!“

„Leider nur zu gut, Herr Oberleutnant“, grollte der „Spieß“. „Kaum haben wir uns eingebuddelt, geht's schon wieder weiter.“

„Maulen Sie nicht! Das ändert auch nichts mehr“, unterbrach Christians die Debatte.

Eine halbe Stunde später verließ die Kompanie – vom Gegner unbemerkt – ihre Stellung. Der Marsch führte nach Norden. Es war die allgemeine Meinung der Panzergrenadiere, daß es wohl auch in Zukunft bei diesen Absatzbewegungen bleiben sollte. Sicher würden die Alliierten alles versuchen, sie ganz aus Kalabrien zu vertreiben.

Inzwischen hatte es sich auch schon herumgesprochen, daß es in der vergangenen Nacht feindlichen Kommandotrupps gelungen war, einige deutsche Nachschubdepots bei Catanzaro zu zerstören. Wie sollte es wohl weitergehen? Am besten, man dachte nicht darüber nach.

Kurz vor Mittag des nächsten Tages, es war am 9. September 1943, erreichte die Kompanie ein kleines Dorf, das so ruhig und friedlich aussah, daß man den Krieg hätte vergessen können. Vor den niedrigen, weißgestrichenen Häusern sah man Rebstöcke, und Laubengänge zauberten ein malerisches Bild hervor. Die Bewohner des Dorfes waren zwar freundlich, aber zurückhaltend.

Am Dorfbrunnen ließ gerade Oberleutnant Christians eine Marschpause einlegen, als ihn Hofstätter, der neben ihm am Brunnenrand lehnte, unvermittelt anstieß.

„Sehen Sie doch mal die Straße lang, Herr Oberleutnant. Da kommt 'ne Horde italienischer Landser. Die seh'n aber eher aus wie 'n Gesangsverein. Total vergammelt! Und die wollen nicht nach Norden ... die wollen nach Süden!“

Vom nördlichen Dorfe kam ein kleiner Trupp Italiener heran, 28 an der Zahl. Sie hatten mit einem Haufen herumstreunender Landsknechte mehr Ähnlichkeit, als mit einem disziplinierten Soldatentrupp.

Die Grenadiere der 2. Kompanie zogen sich sofort auseinander und griffen zu ihren Waffen, als sie sahen, daß die Italiener ihre Gewehre schußbereit in den Händen oder im Hüftanschlag hielten. Sie nahmen unverkennbar eine drohende Haltung ein. Gewehrschlösser knackten, und in die Reihen der Grenadiere kam Bewegung. Nur Oberleutnant Christians schien sich nicht beeindrucken zu lassen:

„Nur nicht nervös werden, Männer. Behaltet sie im Auge, ich gehe ihnen entgegen!“ sagte er ruhig zu Hofstätter.

„Aber Sie wollen doch nicht wirklich allein ...?“

„Warum nicht? Die haben doch die Hosen voll. Nur kein unnötiges Gequatsche.“

Christians ging langsam auf den kleinen Trupp Italiener zu, die ihn mißtrauisch beobachteten. Dicht vor ihnen blieb er stehen. Sein Blick überflog rasch die finsternen, stoppelbärtigen Gesichter.

„Spricht einer von euch Deutsch?“ erkundigt er sich.

Ein kleiner, drahtig wirkender Feldwebel, der nur wenige Schritte vor ihm stand, erwiderte:

„Nix spreken Deutsch, Tenente!“

Oberleutnant Christians drehte sich um und rief Unteroffizier Mittler zu sich.

Unteroffizier Mittler trabte an. Der ROA¹⁵⁾, im Zivilberuf Gymnasi-

allehrer, baute vor Christians, der unwillig abwinkte, sein Männchen.

„Lassen Sie die militärischen Zik-ken, Mittler. – Sie müssen wieder mal den Dolmetscher spielen. Fragen Sie, wo der Trupp hin will!“

„Selbstverständlich!“

Mittler wandte sich an den kleinen Feldwebel. Der redete sozusagen mit Händen und Füßen. Nach längerem Hin und Her erläuterte der Unteroffizier: „Die wollen nach Sizilien zurück. Heute nacht hat Italien bedingungslos kapituliert. Die Männer da sind Sizilianer und auf dem Weg nach Hause.“

„Wir wollen sie nicht daran hindern“, meinte der Oberleutnant, „aber sagen Sie ihnen, sie sollen ihre Waffen hier lassen, dann können sie verschwinden.“

Der ROA übersetzte den Befehl.

Die Italiener berieten sich längere Zeit, aber der kleine Feldwebel schien die Burschen eisern in der Hand zu haben. Er war der erste, der seinen Karabiner samt Pistole auf die Straße legte. Dann schnallte er die Patronentasche ab und warf sie auch auf den Haufen. Zögernd anfangs, doch dann entschlossener, folgten die anderen seinem Beispiel.

„Hofstätter, lassen Sie die Waffen unbrauchbar machen!“

„Jawohl, Herr Oberleutnant!“

Christians wandte sich nun wieder an Mittler, der etwas unbehaglich aus der Wäsche guckte. „So, jetzt sagen Sie denen, daß sie weitermarschieren können. Sagen Sie ihnen aber auch, daß hinter uns die ‚Tommys‘ kommen. Ob die sie laufenlassen oder gefangennehmen, wissen

wir nicht. Ich für meinen Teil wünsche ihnen gute Heimkehr.“

Mittler übersetzte rasch, und die Italiener nickten zustimmend.

Kurz darauf liefen sie, sich ange-regt unterhaltend, die Dorfstraße entlang in Richtung Süden, während einige Grenadiere ihre Waffen unbrauchbar machten.

Einige Zeit später verließ die 2. Kompanie das Dorf. Nach einer guten Stunde stießen sie auf den Bataillonstroß, der schon abmarschbereit war. Die Fahrzeuge nahmen die Grenadiere auf, dann setzte sich die Kolonne in Marsch, um wenige Kilometer westlich von Nicastro erneut in Stellung zu gehen.

Die Frage, wie oft sie noch in Stellung gehen würden, wurde nicht mehr gestellt. Schweigend begannen die Grenadiere ihre neue Stellung auszubauen. Sie hatten dabei über manches nachzudenken. Immerhin waren aus den Verbündeten von gestern Gegner von heute geworden. Und das war etwas, mit dem sie erst noch fertig werden mußten.

Die 2. Kompanie lag südlich des Dorfes Santa Berlona. Die Zivilisten wurden merklich nervös, als sie sahen, daß die Deutschen ihre Stellungen fest ausbauten. Von der 1. Kompanie erhielt Oberleutnant Christians einen MG-Zug und drei Granatwerfer zur Unterstützung. Jedem in der 2. Kompanie war klar, was das bedeutete: Sie mußten unter Umständen bereit sein, ihre Stellungen bis zuletzt zu halten.

Oberleutnant Christians war we-

gen einer Lagebesprechung zum Bataillon gerufen worden. Der Bataillonsgefechtsstand befand sich in einem noch unbeschädigten, großräumigen Bauernhaus, und Christians bemerkte einige neue Gesichter unter den Versammelten.

„Ich sehe, wir sind nun vollzählig, meine Herren“, begann Major Heinrichs ohne große Umschweife, als der letzte, Leutnant Pichels, Chef der 3. Kompanie, eingetroffen war. Seine dunklen Augen glitten über die Anwesenden, die sich noch einen Platz suchten. Das Ritterkreuz¹⁶⁾ des Bataillonskommandeurs funkelte im Schein der Sonne, die durch das Fenster blinzelte.

„Gut, kommen wir sofort zur Sache, meine Herren. Die Lage hat sich nach der Kapitulation der Italiener zu unseren Ungunsten verändert, doch wir werden sie sicher in Kürze bereinigen. Der Armeebefehl der 10. Armee lautet: Hinhaltender Widerstand und stärkerem Feinddruck kämpfend ausweichen. Im Raum Neapel liegt das XIV. Panzerkorps, das den Gegner südlich von Salerno aufhalten kann. Die alliierten Truppen, die bei Tarranto gelandet sind, stehen im Kampf mit Teilen der 1. Fallschirmjägerdivision. Dies, meine Herren, ist in großen Umrissen die Lage in Süditalien.

Wider Erwarten haben wir bisher mit den kapitulierenden italienischen Truppen wenig Schwierigkeiten gehabt. Trotzdem müssen wir auf herumstreunende italienische Einheiten ein wachsames Auge haben. Die Lage ist zwar ernst, aber auch nicht so ernst, daß wir deswegen gleich durchdrehen. Wir werden al-

les tun, um das rasche Vorrücken der Alliierten zu verhindern. Erklären Sie Ihren Männern die Lage entsprechend.“ Major Heinrichs warf einen kurzen Blick zu seinem Adjutanten, dem einäugigen Oberleutnant von Deddrichs. „Haben Sie noch etwas, Deddrichs?“

„Jawohl, Herr Major.“ Der Adjutant trat vor und fragte den Kommandeur: „Wie sieht es mit der zugesagten Panzerunterstützung aus? Wenn unsere Grenadiere einem verstärkten Druck des Gegners ausgesetzt sind, benötigen sie unbedingt Panzerunterstützung.“

„Richtig“, nickte der Major. „Also: Die Division hat uns bis spätestens morgen abend Panzerunterstützung zugesichert, die aber rein defensiver Natur sein wird und keinesfalls Gegenstoßaufgaben erfüllen darf. Der Abschnitt der zweiten Kompanie ist ideales Panzergelände, was Oberleutnant Christians sicher schon erkannt hat. Nur an dieser Stelle wird der Gegner Panzer einsetzen können; deshalb bekommt die Zwote einige Panzer zugeteilt. Noch irgendwelche Fragen hierzu?“

Die versammelten Kompanieführer schwiegen. Der Major nickte. „Danke, meine Herren. Sie können sich wieder zu Ihren Einheiten begeben.“

Wieder bei seiner Kompanie, inspizierte Oberleutnant Christians als erstes das Gelände eingehend und verglich es mit der Spezialkarte, die er bei der Lagebesprechung erhalten hatte.

Der Major hatte recht! Vor den Stellungen befand sich ideales Panzergelände. Wenn der Gegner hier

angriff, bevor eigene Panzer da waren, konnte es übel aussehen.

Im Gefechtsstand erledigte er den liegeengebliebenen Schreibkram und legte sich anschließend etwas hin. Er wollte etwas auf Vorrat schlafen, denn keiner wußte, wie lange es so ruhig bleiben würde.

Im Abschnitt der 2. Kompanie waren die Grenadiere inzwischen damit beschäftigt, ihre Stellungen weiter auszubauen und die Waffen zu überholen. Mertens ölte seine MPi als letztes, nachdem er seine Pistole „08“⁽¹⁷⁾ eingehend gereinigt hatte. Er wußte nur zu gut, daß eine vernachlässigte Waffe zum tödlichen Verhängnis werden konnte.

Hin und wieder warf er einen raschen Blick ins Vorfeld vor den eigenen Linien, doch da rührte sich im Moment nichts. Vom Dorf her kamen einige Zivilisten, die den Deutschen beim Ausbau ihrer Stellungen interessiert zusahen. Ein älterer Mann – er hatte schon den Ersten Weltkrieg mitgemacht, wie er radebrechend erklärte – blieb neben Mertens stehen und sah ihm beim Zusammenetzen seiner MPi aufmerksam zu.

„Kamerad ... Krieg ... nix gut ... damals Krieg nix gut ... heute – auch nix gut!“

„Richtig, Alter“, grinste Mertens. „Aber jetzt geh mal ein bißchen aus der Sonne.“

„Warum ihr nix gehen zu Mama?“ fuhr der Italiener fort.

„Ich wäre auch lieber in Deutschland, du Waldheini“, winkte Mertens ab. Hörbar rastete das Magazin ein, und der alte Mann trat erschrocken einen Schritt zurück. Der Unteroffizier wollte noch etwas sagen, fuhr

dann aber plötzlich herum. Da hinten im Süden – das waren doch Artillerieabschüsse! Sollten die ‚Tommys‘ ...

„Los“, schrie er den Alten an, „schnapp dir deine Kumpels und haut ab! Verduftet, gleich scheperts hier! Capito? Gleich bum-bum hier!“

Der Mann winkte lachend ab. „Hier nix bum-bum. Wir nix mehr Krieg ...“

Er riß entsetzt die Augen auf, als es heulend heraufte und einige Granaten dicht vor den deutschen Stellungen einschlugen. Mertens sah noch das vor Angst verzerrte, stoppelbärtige Gesicht des Italieners vor sich, dann warf er sich nieder.

In Sekundenschnelle war aus dem kleinen, friedlichen Dorf eine feuerspeiende Hölle geworden. Die schrillen Angst-, Schmerzens- und Todes-schreie der Zivilisten wurden von den schmetternden Explosionen der Geschosse übertönt.

Mertens wollte aufspringen und zu den schützenden Splittergräben hinüberlaufen, aber schon orgelte die nächste Lage heran und schlug dicht neben den Stellungen und auf der Dorfstraße ein. Dort, wo vorher noch eine Gruppe Italiener gestanden hatte, waren einige tiefe, qualmende Trichter zu sehen.

Der Feuervorhang der feindlichen Artillerie stanzte sich weiter durch das kleine Dorf, zerschmetterte Häuser, zerpflügte Gärten und Äcker, verwandelte die Dorfstraße in ein Trichterfeld.

Innerhalb weniger Minuten waren über die kleine Ortschaft Grauen und Elend hereingebrochen. Der

Campanile (Kirchturm) mit der alten Glocke wurde von einem Granatvolltreffer umgefegt, die Glocke zerbarst.

Die Panzergrenadiere, denen dieser Angriff galt, krallten sich in ihren Stellungen fest. Mit jagenden Herzen lauschten sie auf das tödliche Hämmern der feindlichen Artillerie, und jeder von ihnen versuchte auf seine Art, der Angst Herr zu werden.

Mehrere Treffer zerstörten den Abschnitt des 4. Zuges. Die Schreie der Verwundeten und tödlich Getroffenen gingen im Höllenlärm der nächsten Lagen unter. Die Panzergrenadiere wagten nicht, die Köpfe zu heben, die Luft war vom todbringenden Surren der stählernen Splitter erfüllt. Rauch zog in dichten Schwaden über die zerstörte Dorfstraße, der vorher so strahlendblaue Himmel war nicht mehr zu sehen. Knisternd fraßen sich lodernde Flammen durch das trockene Gebälk der Häuser und zerstörten die wenigen Habseligkeiten der Dorfbewohner.

Oberleutnant Christians wälzte sich auf die Seite und sah mit rußgeschwärztem, verzerrtem Gesicht zum Himmel hinauf. Es war schon schlimm, Soldaten und somit eigene Kameraden sterben zu sehen. Aber Zivilisten, Frauen und Kinder so elend umkommen zu sehen, überstieg das Maß des Erträglichen.

Drüben, unweit der Stelle, wo die Gruppe Mertens lag, sah er einige übel zugerichtete Leichen. Das waren die vor wenigen Minuten noch fröhlich schwatzenden Italiener gewesen. Blitzschnell zog Christians den Kopf tiefer zwischen die Schul-

tern, als eine neue Feuerwalze heranrollte.

Das schwere Artilleriesfeuer ebhte endlich ab. Die plötzliche Stille wurde nur durch das Prasseln der Flammen unterbrochen. Dazwischen hörte man das Wimmern und Schreien der Verwundeten. Die Grenadiere der 2. Kompanie sprangen auf, froh, dieser Hölle entronnen zu sein. Sie brachten die Toten und Verwundeten weg, und anschließend besserten sie ihre arg mitgenommenen Stellungen aus. Jeder von ihnen wußte: Es wird nicht lange dauern, dann greifen die „Tommys“ wieder an!

Unteroffizier Mertens starrte angespannt nach Süden. Er glaubte zu träumen bei dem Bild, das sich ihm darbot. Verwirrt fuhr er sich mit der Hand über die Augen und sah noch einmal hin.

Da drüben schob sich eine kakhi-farbene Welle an das Dorf heran. Das Erschreckende war die Masse – und die Stille, mit der sie heranstürmten. Und dann gerann fast sein Blut in den Adern, als er zwischen den weißflächigen Gesichtern dunkle erkannte. Das waren Kolonialtruppen! Mertens hatte mit ihnen in Afrika unangenehme Erfahrungen gemacht.

„Alarm ...! Alarm ...! Sie greifen an!“ gellte die Stimme des Kompaniechefs über die wie erstarrt dastehenden Männer. „Waffen klarmachen ...! Feuerstellung!“

Sekunden später eröffnen als erste die Granatwerfer das Feuer. Mit schmetternden Einschlägen wuchten die Geschosse zwischen die Angreifer und reißen die ersten Lücken. Doch die anderen stürmen unbeirrt

weiter. Wie eine unaufhaltsame Walze kommen sie näher.

„Zum Teufel, die kommen immer näher, die Kolonialsoldaten!“ brüllt einer der Grenadiere. In seiner Stimme hört man Bestürzung. Irgendein anderer ruft zurück: „Jetzt wird’s beschissen! Die Kerle kennen keine Gnade!“

„Red keinen Stuß!“ schreit Mertens zurück, „das sind genauso arme Hunde wie wir! Mach hier nur nicht in Panik!“

Mechanisch entsichert er seine MPi und äugt über die Deckung. Er spürt sein Herz bis zum Hals klopfen, doch eisern bezwingt er seine Unruhe.

„Laßt sie nahe genug herankommen!“ brüllt Oberleutnant Christians, der die anstürmenden Gegner durch sein Glas beobachtet. „Bis auf hundert Meter herankommen lassen, und auf mein Signal wird dann das Feuer eröffnet, verstanden?“

Die Männer in seiner Nähe nicken. Derweilen feuern die Granatwerfer ununterbrochen ihre Lagen zwischen die Angreifer. Das ist die einzige Unterstützung, welche die 2. Kompanie erwarten kann.

Dann ist es soweit. Die erste Welle der Angreifer ist nur noch knapp 100 Meter von den deutschen Stellungen entfernt, da zischt eine Leuchtkugel zum Himmel, und der Befehl: „Feuer frei!“ gellt über die Stellungen. Die MPi des Kompaniechefs hämmert als erste.

Maschinengewehre jagen ihre Garben über das fast deckungslose Vorgelände und in die Reihen der Angreifer. Der Tod hält eine furchtbare Ernte. Die Phalanx der Stür-

menden lichtet sich. Die ersten halten an und weichen dann zurück. Englische Kommandos sind in den deutschen Stellungen zu hören, und dann beginnt sich der Feind im mörderischen Abwehrfeuer der Panzergrenadiere einzugraben.

Plötzlich setzt auch wieder das feindliche Artilleriefeuer ein. Die ersten Lagen jaulen dicht vor den deutschen Stellungen in den Boden, wandern weiter und zerstampfen die armseligen Reste der Bauernhäuser. Trotz des konzentrischen Artilleriefeuers halten die Panzergrenadiere den sich eingrabenden Gegner weiterhin nieder. Jeder weiß: Wenn es dem Feind gelingt, sich hier fest einzugraben, wird es bitter werden für sie alle.

Weiter südlich, wo das Gelände etwas abfällt, wogt leichter Nebel auf. Dazwischen die Schwaden von Pulverdampf und Rauch, die einiges verdecken, was im Vorfeld der deutschen Stellungen geschieht.

Oberleutnant Christians wird plötzlich wie von einer unsichtbaren Faust herumgewirbelt, hochgerissen und gegen den Rand des Deckungsgrabens geschleudert. Mühsam und benommen rappelt er sich wieder auf, hört das Klatschen und Surren der Splitter und sieht neben sich einige Männer zu Boden sinken.

„Seitengewehr – pflanzt auf! Sprung auf, marsch, marsch! Laßt sie nicht durchbrechen!“ brüllt er heiser und spürt erst jetzt, daß ihm das Blut über das Gesicht rinnt.

Die Grenadiere springen auf, stolpern vorwärts, die Waffen im Anschlag. Jeder ist nur von dem Wunsch beseelt, aus dieser Hölle herauszu-

kommen. Christians zieht sich über den Deckungsrand und stürmt mit den anderen nach vorn, um den Gegner aus seiner provisorischen Stellung zu werfen.

Von dem wütenden Elan der Deutschen überrascht, werfen vereinzelte gegnerische Gruppen entsetzt die Arme hoch und geben den Kampf auf; doch an anderen Punkten setzen sich die Engländer verzweifelt zur Wehr, und erbitterte Nahkämpfe entbrennen.

„Weiter ...! Zwote Kompanie ... durchbrechen!“ gelte Oberleutnant Christians’ Ruf über das Schlachtfeld. Von diesem Kommando mitgerissen, stürmen die Grenadiere wieder feuernd vorwärts. Links von sich hört Christians das rasende Hämmern eines MG, das kurz darauf unter den schmetternden Detonationen einiger Handgranaten er stirbt.

Doch dann wird der Sturm Lauf der 2. Kompanie gestoppt. Die Männer befinden sich schon mitten in der Kette der Briten, da stürmen Reserven der Engländer heran. Oberleutnant Christians sieht sich verzweifelt um. Hinter sich erkennt er die Explosionsblitze der feindlichen Granaten und weiß, daß dort hinten kein Stein mehr auf dem anderen bleibt. Vor sich sieht er die Wogen der Angreifer, die erneut anstürmen. Da wird er sich klar, daß es für ihn und die Kompanie nur noch eine Parole gibt: Vorwärts! Sonst würden sie von der Walze der Angreifer gnadenlos überrollt werden.

Der Oberleutnant wirft sich in einen noch dampfenden Granatrichter, neben ihm springt Unteroffizier

Mertens in Deckung. Um sie herum tobt die Hölle.

Blitzschnell wechseln sie die Magazine ihrer MPi aus und jagen erneut kurze Feuerstöße in die Wellen der Angreifer. Neben ihnen hasten die Obergefreiten Herms und Wust heran; beide sehen aus, als seien sie zu Fuß durch die Hölle gelaufen. Dicht hinter ihnen taucht der Gefreite Berends auf, der sein MG sofort in Stellung bringt.

Die Männer der 2. Kompanie werfen jetzt Handgranaten in die Reihen der Angreifer. Es ist das einzige Mittel, sich des wilden Ansturms zu erwehren. Weiter drüben, an der rechten Flanke, vernimmt man das Hämmern von Maschinengewehren. In dem allgemeinen Wirrwarr ist nicht mehr zu unterscheiden, ob es eigene oder feindliche sind.

Nur eins weiß Oberleutnant Christians ganz genau: Er liegt in diesem Abschnitt mit seiner Kompanie völlig allein. Er muß jetzt eine Entscheidung treffen. Und dann schreit er kurz entschlossen:

„Zwote Kompanie ... gruppenweise zurückziehen! Eine Gruppe gibt der anderen abwechselnd Feuer-schutz!“

Er sieht, wie sich seine Männer aus den vordersten Stellungen lösen, dann springt er auf und rennt ebenso wie die anderen zurück, während ihm die übrigen Gruppen Feuer-schutz geben. Während des Laufens spürte er das Schlagen seines Herzens bis zum Hals hinauf. Völlig ausgelugt erreicht er als einer der letzten die alte Ausgangsstellung.

Dicht hinter ihm springen Herms, Mertens, Wust und Berends in Dek-

kung. Sie sind genauso erledigt wie er. Berends hatte sein MG nicht im Stich gelassen, doch jetzt stellt er erschrocken fest, daß er nur noch einen vollen Gurt Munition hat. Erleichtert atmet er auf, als er Wust bemerkt, der noch zwei volle Kästen Munition mitgeschleppt hatte.

Christians begegnet den gehetzten Blicken seiner Männer, und für einen Moment überfällt ihn so etwas wie Hoffnungslosigkeit.

Vor und hinter ihnen schmettern die feindlichen Granaten in den umgepflügten Boden, und es ist fast unfassbar, daß sie diese Hölle überlebt haben. Keiner weiß, wie es in den anderen Kompanieabschnitten aussieht, doch Christians wird es klar: Das Dorf muß schnellstens geräumt werden, wenn es nicht zur Todesfalle für die 2. Kompanie werden soll. Er hebt die Hände trichterförmig an den Mund und brüllt: „Zwote Kompanie herhören! – Wir ziehen uns weiter zurück! Wir räumen den Ort!“

Müde, ausgelaugt, zermürbt und durch Wolken trockenen Staubs wanken die Reste der Kompanie zurück. Ihnen folgen die Einsatztruppen, welche die feindliche Feuerwand nicht überwinden konnten. Hinter ihnen bleibt das völlig zerstörte Dorf zurück, vor ihnen liegt die Ungewißheit auf dem Weg nach Norden.

Die letzten der Kompanie sammeln am Dorfausgang hinter einer Hausruine. Angespannt lauschen sie dort auf das Klirren und Stampfen, das sogar durch das Dröhnen der Einschläge zu vernehmen ist. Sie kennen es nur zu gut: Panzer!

Da gellt auch schon der Ruf durch

das Getöse: „Eigene Panzer!“ Die Männer, die sich um Oberleutnant Christians versammelt hatten, atmen erleichtert auf. Das war buchstäblich die Rettung in letzter Minute.

Da sehen sie auch schon die stählernen Ungetüme aus den abziehenden Pulver- und Rauchschwaden auftauchen. Die Luken sind dicht, und drohend drehen sich die Türme mit den langen Rohren hin und her. Keine zehn Meter neben der Hausruine hält der Spitzenpanzer, und ein Seitenluk öffnet sich. Ein hageres, ölverschmiertes Gesicht unter einer schwarzen Panzermütze wird sichtbar. Oberleutnant Christians springt auf und hastet geduckt auf den Panzer zu.

„Zum Teufel, wo ist denn hier die vorderste Linie?“ brüllt der Panzerkommandant.

„Hier gibt es keine vordere Linie mehr“, schreit Christians zurück. „Die Front ist jetzt hier überall in dem zerdonnerten Kaff!“ Er macht eine kreisende, alles umfassende Handbewegung.

„Und wo steht jetzt der Gegner, wenn man fragen darf?“ erkundigt sich der Oberfeldwebel. Christians zuckt die Schultern.

„Keine Ahnung ... er steckt aber bestimmt dort drüben am anderen Dorfende. Wie viele Panzer haben Sie mitgebracht?“

„Neun!“

„Das wird vielleicht reichen, um den nächsten Ansturm nach dem Ari¹⁸⁾-Angriff zu stoppen!“

„Hoffen wir's! Dann bleibt man schön hier! Wir schau'n uns mal um!“ Die Luke knallt zu, und der Panzer rasselt weiter. Christians

läuft zu den anderen zurück und ruft den „Spieß“ zu sich.

„Lassen Sie die Kompanie sammeln! Wir müssen die Panzer von den feindlichen Panzerbekämpfungstrupps abschirmen.“

Aber da gab es nicht mehr viel zu sammeln. Es sind ganze 38 Mann, die sich am Ende zusammenfinden. In ihren Gesichtern spiegeln sich der Schrecken und die Strapazen der letzten Minuten. Doch keiner zögert, und alle schließen sich dem Kompaniechef an.

Einige von ihnen fahren erschrocken zusammen, als die ersten Panzerabschüsse aus den Rohren peitschen. Meterlange Flammen zucken aus den Mündungen der Kanonen, reißen für einen Moment die Pulverdampfschwaden auf und verbessern die Sicht für die in Deckung gehenden Grenadiere. Oberleutnant Christians erkennt, daß der Gegner den südlichen Ortsrand erreicht hat. Als die Panzerkanonen zum zweitenmal losdonnern, ist die Strecke vor dem Dorf wie leergefegt.

Zwischen Hausruinen und halb eingestürzten Scheunenwänden gehen die Panzer in Sichtdeckung. Langsam treibt der Wind den Rauch nach Osten ab. In den Reihen der Engländer kommt wegen des plötzlichen Widerstandes offenbar Verwirrung auf. Die feindliche Artillerie muß jetzt schweigen, weil sie nicht weiß, wo sich die eigene Angriffsspitze im Moment befindet.

Die Stahlkolosse schieben sich wieder kettenrasselnd vorwärts, eine breite Spur niedergewalzter Trümmer hinter sich zurücklassend. Jetzt eröffnen die Engländer mit ihren

Maschinengewehren Punktfeuer auf die Sehschlitze und Periskope der deutschen Panzer, doch die MG-Kugeln können ihnen nicht viel anhaben. Sie klirren als Querschläger ab und heulen wie wütende Insekten davon.

Trotz des feindlichen Störfeuers suchen sich die Panzer ihren Weg, und dann eröffnen sie wieder das Feuer. Meterlange Mündungsblitze brechen auf, und fauchend verlassen die Granaten die Rohre. Als sich die Sonne anschickt, am Horizont zu verschwinden, schweigt der Gefechtslärm plötzlich, und eine beängstigende Stille breitet sich aus, die an den Nerven zerrt.

Oberleutnant Christians steht an einer Hausmauer und wischt sich den Schweiß aus dem Gesicht. Dann schiebt er ein neues Magazin in seine MPi. Er sieht sich dabei nach Hofstätter um und ruft ihn zu sich.

„Stellen Sie fest, ob wir noch Ausfälle hatten.“

„Jawohl, Herr Oberleutnant.“ Während sich Christians mit zitternden Fingern eine Zigarette anbrennt, hört er, wie sich die Männer hinter der Hausruine versammeln. Als Hofstätter zurückkommt und meldet: „Wir haben noch 35 Mann, Herr Oberleutnant!“ starrt Christians mit finsterem Gesicht vor sich hin.

„Danke, Hofstätter! Dann haben wir also drei Mann auf dem Weg nach hier verloren!“

„Jawohl. Siebers, Wenke und Schmittchen ... Granatvolltreffer!“ entgegnet Hofstätter. Er sieht genauso verdreht, erschöpft und zerrissen aus wie jeder andere. Ein blutdurch-

tränkter, schmutziger Verband liegt um seinen linken Unterarm.

Der Oberleutnant wendet sich ab und schluckt. 35 Mann von 102. Dann teilt er hastig die Männer ein und läßt sie gruppenweise zwischen den eigenen Panzern in Stellung gehen. Er selbst springt, immer auf Deckung bedacht, zu dem Spitzenpanzer hinüber.

Anscheinend hat man ihn kommen sehen, denn ehe er den Stahlkasten erreicht hat, öffnet sich das Turmluk und eine lange Gestalt schwingt sich heraus. Dicht hinter ihm folgt ein untersetzter Oberfeldwebel. Christians wundert sich einen Moment, wie dieser breite Kerl es schaffte, aus dem engen Luk zu kommen.

Hinter dem schützenden Panzer kauern sich die drei in Deckung. Christians setzt seinen Stahlhelm ab und fährt sich durch das schweißnasse Haar.

„Das war ein verdammt heißer Tag für euch, was?“ erkundigt sich der Lange und grinst schwach. Etwas verwundert betrachtet Christians die Kamera, die ihm um den Hals hängt. War das etwa ...

Der andere scheint seine Gedanken zu erraten, denn er fährt fort: „Ich bin kein Panzerkommandant, Herr Oberleutnant. Hier, Oberfeldwebel Walther ist der Führer dieser Panzeinheit. Mein Name ist Gloske, ich gehöre zu einer Propagandakompanie ... ich wollte mir den Rumel mal aus der Nähe ansehen.“

Oberleutnant Christians starrt ihn sekundenlang verdutzt an. „Was denn ... Sie sind freiwillig in dieser Scheiße? Christians ist mein Name; ich bin der Chef dieser kläglichen

Überreste einer kampfstarken Kompanie. Das gibt's doch nicht, daß einer so verrückt ist und freiwillig hierherkommt, um sich die Ohren vollhämmern zu lassen?“

„Sie sehen ja, daß es das gibt, Herr Oberleutnant“, erwidert der PK-Mann. „Unsere Leute zu Hause wollen nach Möglichkeit frontnahe Berichte haben.“

„Den ersten Eindruck darüber haben Sie ja schon bekommen, wie beschissen es hier aussieht“, gibt Christians bitter zurück. Mit einem Blick streift er die Auszeichnungen des PK-Sonderführers. Es war verdammt nicht wenig, was er da zur Schau trug.

„Wir sind so schnell wie möglich gekommen“, mischt sich jetzt Oberfeldwebel Walther ein. „Wir haben nur noch einen Kompanieoffizier, unser Abteilungskommandeur ist gefallen. Er wird jetzt vom Kompanieführer der 3. Batterie vertreten.“

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Oberfeld“, winkt Christians ab. „Ich weiß, bei euch geht es auch schaurig rund, und ihr tut euer Bestes.“

„Wie soll es jetzt weitergehen?“ erkundigt sich Walther.

Christians hebt die Schultern und läßt sie resigniert fallen.

„Das weiß ich im Moment genauso wenig wie Sie.“ Sein Gesicht wirkt alt und verfallen. Jetzt erst läßt die innere Anspannung merklich nach. Weiter im Westen zieht der Abend herauf, den Tag des großen Sterbens abschließend.

Noch in der Nacht baute der Rest

Legende und Meilenstein der deutschen Panzerwaffe

TIGER I

Panzerkampfwagen VI



BESTELLUNG PER TELEFON
0 86 49-393
order@mintmaster.de

PORTOFREI
EUR 16,95

Später Sieger im Panzerkampf

Trotz konstruktionsbedingter Mängel bewährte sich der Tiger I im Kampfeinsatz, was nicht zuletzt an der starken Eigenpanzerung und der enormen Feuerkraft lag. Vor allem während der Abwehrkämpfe in der Normandie und der Ardennenoffensive 1944 erwarb sich der Tiger seinen legendären Ruf als unbezwingbare Kampfmaschine. Die Tigerabteilungen wurden stets an den Brennpunkten der Abwehr oder als Speerspitze von Gegenangriffen eingesetzt.

Dokumentation der Extraklasse

Die vorliegende Sammlerausgabe in der höchsten Münzqualität »Polierte Platte« (PP) dokumentiert in Verbindung mit einer informativen Themenkarte die Entwicklungsgeschichte des legendären Panzerkampfwagens VI - Tiger I auf besonders anschauliche und brillante Weise. Vorbildlich auch die strenge Limitierung auf nur 5.000 Exemplare weltweit, die diese Sammlerausgabe schon heute zu einer gesuchten Rarität von morgen macht.

Reservierungs-Zertifikat ausfüllen, abtrennen und umgehend einsenden!

Sichern Sie sich Ihre persönliche Sammlerausgabe zum Vorzugspreis!

Ja, bitte senden Sie mir _____ Stück der streng limitierten Sammlerausgabe »Tiger I« mit Themenkarte zum Vorzugspreis von nur EUR 16,95. Die Lieferung erfolgt portofrei gegen Rechnung und mit 14-tägigem Rückgaberecht. Ich gehe mit dieser Bestellung keine weiteren Verpflichtungen ein.

Meine Adresse:

☐ Frau ☐ Herr

Vorname, Name

Straße, Nr.

PLZ, Ort

SOLIDUS
Münzen & Medaillen

Brandstraße 30 · D-83259 Schleching

der 2. Kompanie hinter dem zerstörten Dorf erneut eine Stellung aus, nachdem sie den Befehl erhalten hatten, die Position bei dem Dorf auf jeden Fall zu halten.

Sie wußten: Am anderen Ende des Dorfes lagen die Gegner! Zwischen ihnen, als Niemand्सland, das tote, vernichtete Dorf. Jetzt, im Schutz der Nacht, bargen die überlebenden Zivilisten ihre Toten und Verwundeten, um sie in den Trümmern notdürftig zu versorgen oder zu begraben. Es blieb keine Zeit für lange Trauerfeiern mit vorherigem Aufbahren.

In dieser Zeit kam auch Nachschub für die arg dezimierte 2. Kompanie. Fluchend stolpterten die Männer durch die Nacht.

„Aufschließen ... los, los! Mehr Beileitung!“

Ein alter Feldwebel trieb die Panzergrenadiere, die als Ersatz zur Kompanie unterwegs waren, zu größerer Eile an. In mieser Stimmung näherten sie sich ihrem Ziel. Schließlich stießen sie auf die ersten Granattrichter. Weiter im Süden hörte man das Rumoren der Front. Hin und wieder klirrte eine Gasmaskenbüchse. Die leisen Gespräche waren schon lange verstummt.

An der Spitze dieser Reserveeinheit marschierte Leutnant Hoffmann. Er trug den rechten Arm in der Schlinge, und sein sonst so braunes Gesicht war grau und wirkte eingefallen. Die Verwundung, die er am Vormittag durch einen Granatsplitter erhalten hatte, machte ihm zu schaffen. Sein weißer Kopfverband galt fast als Wegweiser für die anderen.

Als sie ein paar Bauernhäuser erreichten, befahl der Leutnant eine kurze Rast und ließ die Unterführer zu sich kommen. Die Männer der Reserveeinheit standen im Schatten der Häuser und rauchten, unter hohlen Händen versteckt, eine Zigarette, oder sie hockten am Boden und ruhten sich aus. Einer der Männer sagte wütend:

„Schaut euch das nur an! Da drüben ist noch Licht, und die Kerle haben nicht mal verdunkelt. Sind die verrückt geworden?“

„Wo?“ erkundigte sich ein anderer. Der Obergefreite deutete auf ein etwas zurückstehendes Haus, dessen erleuchtete Fenster man deutlich sehen konnte.

Leutnant Hoffmann ging zusammen mit einem Feldwebel und vier Unteroffizieren auf das Haus zu. Hoffmann stieß die Tür auf und trat sofort in den niedrigen, karg eingerichteten Raum. Neben ihm Feldwebel Schuster, die MPi schußbereit im Anschlag; dichtauf folgten die anderen.

Mit raschem Blick überflog der Leutnant den Raum. Ein Mann, Ende Sechzig, eine etwa ebenso alte Frau, drei Mädchen zwischen 18 und 25 und fünf kleine Kinder zwischen zwei und zehn Jahren standen um den Tisch herum und starrten aus ängstlich aufgerissenen Augen auf die Männer in der Tür.

Der Alte erhob sich, ging mit gebeugtem Rücken zu einem Schrank und kam mit einer bauchigen Weinflasche zurück. Er stellte die Flasche und einige Gläser auf den Tisch und sagte mit einem vagen Lächeln:

„Prego, Signori ... vino rosso!“

„Grazie, Signore“, dankte Leutnant Hoffmann und setzte sich auf einen der wackligen Stühle, bevor er zur Flasche griff und sich einschenkte, während zwei Unteroffiziere das Fenster mit einer alten Decke verdunkelten.

„Sie müssen die Fenster verdunkeln, Signore“, erklärte Hoffmann dem Alten, als er dessen erstaunte Blicke sah. „Wir sind in Frontnähe, und womöglich schießt die feindliche Artillerie hier herein!“

Nun kam Bewegung in die Gruppe der Zivilisten. Laut lamentierend gingen sie daran, auch die restlichen Fenster zu verdunkeln. Hoffmann griff sich an den schmerzenden Kopf. Das dröhnte, als sei darin ein Hammerwerk in Betrieb.

Eines der älteren Mädchen, eine schlanke, dunkelhaarige Schönheit, verschwand mit aufreizendem Gang im Nebenraum und kam mit Brot und Käse zurück. Sie bemerkte sicherlich die begehrlichen Blicke der Männer, als sie die Sachen vor dem Leutnant auf den Tisch stellte.

„Prego, Tenente!“ Sie deutete lächelnd auf die Speisen. Hoffmann blickte in ihre dunklen Augen, in deren Hintergrund ein undeutbares Licht flackerte. Ablehnend schüttelte er den Kopf.

„No, grazie, Signorina.“ Sie wendete sich ab und ging wieder zu den Kindern hinüber. Hoffmann schaute auf die Uhr und stand auf. Es war Zeit, der Krieg kannte keine Ruhepause.

„Fertigmachen!“ befahl er. „Alles raus, in fünf Minuten rücken wir ab!“

Einige der Männer füllten schnell

noch die Feldflaschen nach, während die anderen bereits den Raum verließen. Leutnant Hoffmann bedankte sich kurz, dann ging er als letzter hinaus. Wenige Minuten später marschierte die Kompanie weiter.

An einer Straßenkreuzung stießen sie auf einen Posten. Als er den Leutnant erkannte, erkundigte er sich kurz:

„Ist das der Ersatz für die zweite Kompanie?“

„Allerdings!“

„Ich habe hier auf euch gewartet. Ich bringe Sie nach vorn, Herr Leutnant.“

„Danke. Ist es noch weit?“

„Etwa sechs Kilometer noch.“

„Feindeinsicht? Beschuß?“

„Nur die letzten achthundert Meter, Herr Leutnant“, erwiderte der Stabsgefreite.

Leutnant Hoffmann setzte sich, zusammen mit dem Einweiser, wieder an die Spitze der Kolonne.

„Wie sieht's vorn aus? Steht überhaupt noch was?“ erkundigte er sich nach einer Weile.

„Als ich wegging, standen noch ein paar Ruinen. Die ‚Tommys‘ haben uns ganz schön beharkt.“ Der Stabsgefreite machte eine kurze Pause. „Von unserer Kompanie sind noch 35 Mann übrig.“

„Verdammt, dann hat's ja ganz schön geraschelt. In welcher Zeit gab es die Verluste?“

„Innerhalb von 24 Stunden, Herr Leutnant.“

Die Männer, die dicht hinter dem Einweiser und dem Leutnant gingen, warfen sich bedeutungsvolle Blicke zu. Jetzt wußten sie, was sie erwartete.

„Alles links ran!“ befahl der Einweiser.

An ihnen vorbei fuhr eine Munitionskolonne. Langsam, ohne Licht, rumpelten die Laster an den schweigenden Panzergrenadiern vorbei. Zu dem Leutnant gewandt, meinte der Einweiser: „Als ich zurückging, um auf Sie und den Ersatz zu warten, ging unsere eigene Ari in Stellung. Jetzt erst haben sie Munition gefaßt. Verdammt höchste Zeit.“

„Und was war gestern?“ fragte Leutnant Hoffmann verdutzt und sah den Stabsgefreiten erwartungsvoll an. Der zuckte die Schultern und grinste schmal:

„Da ging alles ohne Ariunterstützung. Erst als wir uns zurückziehen mußten, kamen uns einige Panzer zu Hilfe. Sie kamen gerade im letzten Moment und haben die Lage für uns wieder bereinigt, sonst hätten die Engländer die Front durchbrochen.“

„Verdammt, das ist ja mehr als beschissen“, gab Hoffmann einsilbig zurück. Er riß den Kopf herum, als weiter südlich eine Leuchtkugel in den Himmel stieg.

„Noch 'ne halbe Stunde, dann haben wir's gepackt, Herr Leutnant“, meinte der Einweiser nach einem kurzen Rundblick und fügte dann hinzu: „Von jetzt an müssen wir aufpassen. Streckenweise kann der ‚Tommy‘ das Gelände einsehen. Bei jeder Leuchtkugel müssen wir sofort in Deckung gehen.“

„In Ordnung.“ Hoffmann gab einen entsprechenden Befehl nach hinten durch. Als der letzte Laster verschwunden war, setzten sie, diesmal vorsichtiger als bisher, den Marsch zur HKL¹⁹ fort. Das Klirren

und Scheppern von Kochgeschirren und Seitengewehren war verstummt, nur noch das keuchende Atmen der Männer und das Schlürfen der Stiefel bildete eine monotone Geräuschkulisse.

Endlich tauchten die Hausruinen von Santa Berlona vor ihnen auf. Es war unheimlich ruhig, und die Grenadiere sahen sich unbehaglich um. Diese Ruhe war nicht natürlich.

„Wo ist der Kompaniegefechtsstand?“ erkundigte sich Leutnant Hoffmann.

„Ich bringe Sie hin. Er befindet sich in einer ehemaligen Küferei. Lassen Sie die Männer dort hinter dem alten Stall in Deckung gehen; es ist besser so, falls der ‚Tommy‘ wieder Leuchtkugeln in den Himmel ballert!“

Während die Grenadiere in Deckung gingen, folgte Leutnant Hoffmann dem Einweiser. Wenig später stolperte er hinter ihm über 18 Steinstufen in den kühlen Weinkeller hinab. Dicke Deckengewölbe gaben hier auch bei schwerem Artilleriefeuer sicherlich einen guten Schutz, wie Hoffmann feststellte. Er meldete 108 Mann vom Feldersatzbataillon zur Stelle. Oberleutnant Christians dankte kurz und musterte den vor ihm stehenden verwundeten Leutnant.

„Sie bleiben ebenfalls hier, oder wie ...?“

„Jawohl, Herr Oberleutnant. Es war mein ausdrücklicher Wunsch.“

„Danke, Herr Hoffmann. Sie werden den ersten Zug übernehmen und mich vertreten, wenn es mal sein muß. Was sind das für Männer, die Sie gebracht haben?“

„Zur Hälfte altgediente Grenadiere. Sie kommen aus Lazaretten und dergleichen. Die andere Hälfte ist frischer Nachschub aus Deutschland. Ich kam mit ihnen. Italien ist Neuland für mich“, erläuterte Hoffmann.

„Wo waren Sie vorher?“ wollte Christians wissen.

„In Rußland. Und kaum bin ich hier, hab' ich auch schon ein paar Dinger verpaßt bekommen.“ Er deutet auf seinen Kopf und den verbundenen Unterarm. „Granatsplitter, gestern nachmittag.“

„Glück muß der Mensch haben“, lächelte Christians. „Gut, dann richten Sie sich mal hier häuslich ein; aber zuerst wollen wir uns den Haufen ansehen.“

Christians setzte den Stahlhelm auf und ging vor den anderen die Treppe hinauf. Nach der Tageshitze war es jetzt merklich kühl geworden. Der Oberleutnant sah, daß einige der wartenden Grenadiere fröstelten und ihre Uniformkragen hochgeschlagen hatten. Er stellte sich kurz vor und teilte dann zusammen mit den Gruppen- und Zugführern die Neuankömmlinge auf.

Eine gute Stunde später erschienen Christians und Hoffmann in der vordersten Stellung bei der Gruppe Mertens. Schweigend beobachteten sie das zerstörte Dorf. Als in den Trümmern irgend etwas klirrte und Steine rollten, fuhren sie hoch. Was tat sich da?

Weiter rechts schoß ein Posten eine Leuchtkugel ab, doch in dem geisterhaft bleichen Licht des langsam niedergehenden Phosphorsatzes war nichts Verdächtiges zu sehen. Es war

sicher nur ein Tier, das da herumirrte.

Oberleutnant Christians warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Fast drei Uhr.

„Kommen Sie, Hoffmann, wir müssen weiter. – Paßt gut auf, Mertens!“

„Klar, Herr Oberleutnant“, gab Mertens müde zurück.

Gemeinsam gingen die beiden Offiziere die Stellungen ab. Posten wurden abgelöst, die Wachfreien legten sich hin und versuchten, trotz der unangenehmen Lage etwas Schlaf zu finden.

Erschrocken duckte sich Christians hinter einen Mauerrest, als drüben beim „Tommy“ plötzlich ein MG losraste. Ein paar kurze Feuerstöße, dann verstummte es so überraschend, wie es begonnen hatte. Das war sicher ein übernervöser Posten gewesen, der auf den Abzug drückte, als irgendein Geräusch ihn aus seinen Träumen riß. Trotzdem zischte die Kette der feindlichen Leuchtspurgeschosse bedrohlich nahe über die deutsche Stellung hinweg. Einige dieser verirrtten Schüsse fanden sogar ein Opfer. Der Grenadier Schnepf, gerade bei der 2. Kompanie angekommen, wurde im Rücken getroffen.

„Sani ... Sani nach vorn!“ gellte der Hilferuf durch die Stellung und riß die Schläfer von ihren unbequemen Nachtlagern hoch. Als Oberleutnant Christians bei der 3. Gruppe eintraf, bemühte sich der Sanitäter gerade um den Schwerverwundeten.

„Was ist?“

„Lungendurchschüsse ... drei Stück!“ meldete der Feldwebel.

Christians starrte bestürzt auf das bleiche Jungengesicht. Den Mann hatte er noch gar nicht richtig kennengelernt, und nun war er schon lazarrettreif.

„Hat er ... ich meine, kommt der durch?“ erkundigte er sich mit rauher Stimme. Der Sani nickte. „Sicher. Er muß aber sofort zum HVP²⁰⁾ gebracht werden. Los, Männer, zwei Mann her, und wir tragen ihn zurück!“

Schweigend sah Oberleutnant Christians der traurigen Kolonne nach, die den Verwundeten wegbrachte.

Leutnant Hoffmann rief Christians an und deutete auf die Panzer.

„Da ... von den Panzern kommt einer herüber! Der meint sicher Sie, Herr Oberleutnant!“

„Schon möglich“, murmelte Christians und sah genauer hin. Er erkannte die lange Gestalt. „Das ist unser PK-Mann, Sie kennen ihn noch nicht.“

Christians machte die beiden Offiziere kurz miteinander bekannt.

„Herr Oberleutnant, ein Wagen vom Troß hat Verpflegung gebracht, und soviel ich gehört habe, ist auch für Ihre Kompanie was dabei. Ich wollte mich hier ohnehin mal umsehen, und da habe ich einem Melder den Weg gespart.“

„Danke, Herr Gloske.“ Christians wandte sich an den neben ihm stehenden Unteroffizier Mittler. „Mittler, sorgen Sie dafür, daß von jedem Zug ein paar Männer die Verpflegung abholen. Gehen Sie rüber zum Befehlspanzer und lassen Sie sich sagen, wo die Verpflegungswagen stehen.“

Die drei Verpflegungsfahrzeuge waren knapp zwei Kilometer vom nördlichen Dorfrand entfernt stehen geblieben. Oberleutnant Christians ging mit Leutnant Hoffmann und dem PK-Mann zum Gefechtsstand, wo er zusammen mit seiner Verpflegungsration die Meldung entgegennahm, daß die Verpflegung ordnungsgemäß verteilt worden sei.

Die Erbsensuppe mit Würstchen war noch heiß. Mit einem wahren Heißhunger stürzte sich Christians darüber her. Dabei fiel ihm ein, daß sie schon seit drei Tagen keine warme Verpflegung mehr empfangen hatten.

Die bedächtige Stille wurde plötzlich unterbrochen. Einige schmetternde Detonationen kündigten an, daß die feindliche Artillerie ihr morgendliches Konzert eröffnet hatte. Vorbei war es mit der Ruhe. Erneut raste die Feuerwalze feindlicher Granaten durch das total zerstörte Dorf, das Oberste zuunterst kehrend. Die Ersatzleute der 2. Kompanie erlebten ihre sogenannte Feuertaufe. Für manchen wurde sie zugleich das eigene Begräbnis.

Der Feuerorkan steigerte sich von Minute zu Minute, fraß sich durch den zerstörten Ort, durch die Stellungen der Panzergrenadiere, zermahlte die letzten Steine und wälzte sich weiter nach Norden. In den Panzern zogen die Männer die Köpfe ein und waren froh, daß der Gegner Aufschlagzünder verwendete. Drohend pochte der Tod gegen die Stahlplatten, mit heißen Splittern von Granaten, die beim Aufschlag sofort detonierten.

In den Stellungen preßten sich die

Panzergrenadiere an die bebende Erde, und manche der jungen Soldaten, die diese Hölle zum erstenmal erlebten, schrien ihre Angst in den Sturm der Vernichtung.

Die erfahrenen Frontsoldaten ließen das mörderische Feuer mit dem Gleichmut von Menschen über sich ergehen, die dem Tod schon mehr als einmal ins Auge gesehen hatten. Sie hoben die Köpfe, als sie über sich Granaten hinwegheulen hörten, die in Richtung Süden flogen. Das war die eigene Artillerie, die sich jetzt einmischte!

Drei Tage später verließen sie die Stellung bei dem restlos zerstörten Dorf und zogen in nördlicher Richtung weiter. Sie wußten, daß sie irgendwo auf ihrem Weg nach Norden wieder in eine vorbereitete Stellung einrücken sollten. Doch daran glaubte schon keiner mehr. Sicher waren das wieder Stellungen, die irgendwo auf dem Papier entstanden waren und erst noch ausgebaut werden mußten. Sie kannten das schon zur Genüge.

Die Nacht war klar und hell. Hin und wieder hörte man einige Flüche oder das Klirren von Panzerketten. Der neue Tag war nicht mehr fern, als die 2. Kompanie am Rand einiger kleiner Bauernhäuser Rast machte. In einem Olivenhain wollten sie den Tagesanbruch abwarten.

Feldwebel Mertens, seit zwei Tagen zu diesem Dienstgrad befördert, brannte sich eine Zigarette an. Er blickte dabei zu Oberleutnant Christians hinüber, der, in eine Decke gewickelt, tief schlief. Leutnant

Hoffmann war auf einem Kontrollgang. Mertens hörte die Panzer vorbeifahren, die ihre Stellungen seitlich des Olivenhains bezogen.

Im Morgengrauen rückten die Männer der 2. Kompanie in das kleine, nur 120 Seelen zählende Dorf ein. Nachdem sie ihre armseligen Quartiere bezogen hatten, hob ein geschäftiges Treiben um den Dorfbrunnen an. Sie holten Wasser, wuschen und rasierten sich; anschließend waren Waffenreinigen und Zeugdienst angesetzt, der Koch präparierte eine warme Mahlzeit.

Oberleutnant Christians hatte seinen Gefechtsstand in der Osteria (Kneipe) des kleinen Ortes eingerichtet. Diese besaß einen tiefen, gut ausgemauerten Weinkeller. Er war kühl und – wenn es darauf ankommen sollte – auch bombensicher.

Als Christians mit Hoffmann und Hofstätter sowie einem Melder den altersdunklen niedrigen Gastraum betraten, saß ein Bär von Mann am Tisch und drehte sich eine Zigarette. Er war so dick, daß sein Bauch ihn dazu zwang, weit vom Tisch entfernt zu sitzen. Aus dunklen, listigen Äuglein; die fast hinter den dicken Fettpolstern verschwanden, schaute er die drei Deutschen fragend an. Christians reichte ihm schweigend eine ganze Zigarettenspackung. Mit einem breiten Grinsen grabschte der Wirt danach; blitzschnell verschwand die Packung irgendwo in seiner ehemals weißen Schürze, die er um den mächtigen Bauch gebunden hatte.

„Grazie, Tenente“, rührte er und erhob sich. Er war sicher fast zwei Meter groß, massig und schwer. „Ich bin der Wirt, Emilio Fantillo. Nen-

nen Sie mich Emilio ... wie alle hier, Tenente.“

Christians verstand zwar nur einen Teil seiner Rede, aber er nickte und lächelte dennoch.

„Gut, Emilio. Ich bin Tenente Christians, dies ist Leutnant Hoffmann und dies Oberfeldwebel Hofstätter.“ Er deutete dabei auf die beiden anderen, und der Dicke nickte verstehend. Christians sah an ihm vorbei, als aus dem Hintergrund ein schlankes, etwa 18jähriges Mädchen auftauchte und die drei Deutschen mit erstaunten Blicken musterte. Sie lehnte sich an den Rahmen der Küchentür und sah Christians unverwandt an. Der Wirt wendete den Kopf und sagte dann: „Dies ist meine Tochter Marisa.“

Danach führte er sie in den Weinkeller, wo sie in einem Nebenraum ihren Gefechtsstand einrichteten.

Der Oberleutnant Christians ließ als erstes die Männer der Kompanie zu Schanzarbeiten einteilen. An dem Mädchen vorbei, das ihn immer noch stumm anschaute, ging er dann nach draußen.

Leutnant Hoffmann meldete und gab einen kurzen Lagebericht. Zusammen mit ihm ging Christians anschließend zu den Pak²¹⁾ hinüber, die am Rand eines kleinen Mischwäldchens Stellung bezogen hatten. Die Geschütze waren vorzüglich getarnt, man konnte sie kaum auf nähere Entfernung ausmachen. Zu den beiden Häusern, in denen die Pak-Bedienungen untergebracht waren, führte ein kleiner hüfthoher Splittergraben.

„Gut hingekriegt, Feldwebel“, wandte sich Christians an Feldwebel

Schuster, den Führer der ihnen zugeordneten drei Pak. „So schnell kann man euch hier nicht spitzkriegeln!“

„Genau, Herr Oberleutnant“, lächelte der Feldwebel. „Ich habe mir die Sache mal von vorn genau angesehen. Die sehen uns sicher erst dann, wenn sie einen übergebracht bekommen.“

„Machen Sie weiter so, Schuster!“

Mit Leutnant Hoffmann ging Christians weiter durch das Dorf. Bei den Panzern wurde ebenfalls schwer gearbeitet, um die Kolosse etwas in Deckung zu bringen. Zwischen den Panzern waren die Grenadiere in Stellung gegangen und hoben dort Löcher und Gräben aus.

Etwa 25 Meter vor den Panzern floß ein zirka zehn Meter breiter Bach. Er war ungefähr zwei Meter tief und ziemlich reißend. Christians deutete darauf und meinte zu Hoffmann: „Sehen Sie, das ist das beste Hindernis, wenn sie angreifen. Da müssen sie erst mal durch- und rüberkommen.“

„Das wird im ersten Ansturm verdammt schwer sein. Die Brücke dort drüben wird von den Pionieren übrigens schon zur Sprengung vorbereitet.“

Christians nickte gedankenverloren vor sich hin, sagte aber nichts mehr.

Am Abend waren die Schanzarbeiten zum größten Teil beendet. Der Pionierzug hatte zusätzlich am anderen Uferand Minen verlegt und auf beiden Seiten einen kleinen Stachel-drahtverhau gezogen. Am südlichen Bachufer lagen kaum sichtbare Stolperdrähte, die wiederum mit Minen gekoppelt waren.

Trotzdem ließ Oberleutnant Christians nach dem Abendessen die ganze Kompanie zwischen den einzelnen Zügen Verbindungsgräben ziehen. Die Grenadiere nahmen diesen Befehl nicht gerade begeistert auf. Doch Christians ließ sich von seinem Entschluß nicht abbringen, und er machte ihnen auch klar, warum.

„Das Meckern hat keinen Sinn, Männer!“ sagte er. „Die Verbindungsgräben werden ausgebaut, und damit basta. Vielleicht werdet ihr über kurz oder lang froh sein, daß ihr die Dinger gebuddelt habt. Los, macht euch an die Arbeit, um so eher seid ihr dann fertig!“

Wütend und manchen Fluch unterdrückend, solange der „Alte“ noch in der Nähe war, begannen die Männer zu graben. Während Leutnant Hoffmann dablief, ging Christians wieder zum Gefechtsstand zurück.

Aufmerksam musterte Colonel Robertson den langen, breitschultrigen Second Lieutenant, der vor ihm stand. In dem hageren braungebrannten Gesicht mit den scharfen hellen Augen zuckte kein Muskel.

„Gut, ich schätze, Sie wissen, worum es bei diesem Stoßtrupp geht, Lieutenant Evels?“ schnarrte Robertson.

„Jawohl, Sir“, gab Lieutenant Evels, ein erprobter Sturmtruppführer, knapp zurück.

„Versuchen Sie, ins Dorf zu gelangen und erkunden Sie, ob es noch feindfrei ist. Bleiben Sie möglichst unsichtbar. Die Deutschen brauchen nicht zu wissen, daß wir schon hier

sind. Wir werden sie gegebenenfalls im Morgengrauen überraschen, und das dann richtig. Wenn Sie Truppen feststellen, beobachten Sie deren Stärke.“

„Zu Befehl, Sir!“

Robertson warf einen Blick auf seine Uhr. „Wenn Sie sich ranhalten, können Sie in zwei Stunden wieder zurück sein.“

„Ich werde mich bemühen, Sir.“

„Gut, ich werde Ihnen und Ihren sechs Männern die Daumen drücken. Ich erwarte nach Rückkehr umgehend Ihre Meldung, Evels. Viel Glück, Lieutenant.“

„Danke, Sir.“ Ein knapper Gruß, eine zackige Kehrtwendung, und Lieutenant Evels verließ den Raum.

Second Lieutenant Evels ging mit langen elastischen Schritten zu dem wartenden Wagen, bei dem seine sechs Begleiter standen. Zwei von ihnen waren Inder, die erfolgreichsten Einzelkämpfer des Regiments, und wie Evels Spezialisten im lautlosen Angriff. Schon in Afrika hatten sie manchen erfolgreichen Stoßtrupp durchgeführt.

Evels überprüfte kurz die Ausrüstung seiner Gefährten, dann färbte er sich ebenfalls Gesicht und Hände mit dunkler Rußfarbe ein. Anschließend reichte ihm Tibor Singh seine MPI. Das riskante Unternehmen konnte beginnen.

Schweigend gingen sie durch die Stellungen, glitten aus der Deckung und verschwanden in einem Maisfeld, wo sie die Dunkelheit der Nacht verschlang.

Mertens steht neben Berends, der

am Deckungsrand seines MG-Standes lehnt und schweigend in die Stille der Nacht lauscht. Zu ihren Füßen liegen drei Mann der Gruppe Berends am Boden und schlafen. Mertens war auf einem Kontrollgang durch die Stellungen seines Zuges zu seiner letzten Überprüfung hierhergekommen. Am rechten Flügel befand sich der Anschluß an den 3. Zug von Feldwebel Sänger.

Der Feldwebel schreckt auf, als ihn Berends unsanft in die Rippen stößt. Bevor er noch etwas sagen kann, zischt Berends: „Schau doch mal da drüben ... was ist denn da los?“

Ein Blick in die angegebene Richtung, ein lauerndes Lauschen.

„Du spinnst wohl schon ... ich höre nichts ... und sehen tue ich genauso wenig“, stellt Mertens mürrisch fest. „Das war sicher ein Kaninchen oder sonst so was.“

„Ich spinne nicht, und hören kann ich auch noch gut“, erwidert Berends. „Ich denke, es wäre besser, wenn Sie den Chef verständigen.“

Feldwebel Mertens überlegt einen Moment und nickt dann zustimmend.

„Gut. Weck einen der Männer und laß ihn holen. In der Zwischenzeit bring' ich die anderen auf die Beine. Es ist besser, als wenn sie uns den Hintern aufreißen.“

Während sich Mertens auf den Weg macht, um die Männer seines Zuges zu holen, läuft einer von Berends' Gruppe so leise wie möglich zurück, um den Chef zu informieren.

Mertens steht kaum wieder auf seinem alten Platz neben Berends, da taucht auch schon Oberleutnant

Christians auf. Berends meldet ihm kurz, was er gehört hatte, und dann lauschen sie angespannt in die Nacht. Tatsächlich, da trieb ihnen der Nachtwind einige schleifende, undefinierbare Geräusche herüber.

Der Feldwebel sah sich mißtrauisch um. Irgend etwas stimmte hier nicht! Drüben am anderen Bachufer tat sich was, darüber gab es keinen Zweifel mehr. Es hörte sich an, als würde jemand vorsichtig durch das hohe Maisfeld schleichen.

Oberleutnant Christians hat anscheinend denselben Gedanken und will sich nun selbst davon überzeugen, was an der Brücke los ist. Handelte es sich um einen feindlichen Spähtrupp, dann würden sie auch die Stolperdrähte und Minen entdecken.

„Kommen Sie, Mertens“, sagt der Oberleutnant, „wir sehen uns mal da drüben etwas um. Wir gehen bei der Pak vorbei, bis runter zur Straßenkurve.“

„Jawohl, Herr Oberleutnant.“

Schon nach kurzer Zeit haben sie die Stellung der Kanonen erreicht.

„Haltet die Augen auf, ich vermute, ein feindlicher Erkundungstrupp will sich hier mal umsehen“, ermahnt Christians die Männer an den Geschützen.

„Wir werden ihnen schon auf die Finger hauen, Herr Oberleutnant“, erwidert Feldwebel Schuster.

Christians geht mit Mertens weiter. Bei der 2. Kompanie wartet alles gespannt. Träge scheint die Zeit dahinzuschleichen. Nichts geschieht. Ob es sich etwa doch um einen Irrtum gehandelt hatte?

„Da, hören Sie, Mertens?“ raunt

nach einer Weile Oberleutnant Christians. „Ich fresse meinen Stahlhelm, wenn da drüben nicht welche durch die Gegend schleichen.“

„Ja, es hört sich so an, als würden da ein paar durchs Gras robben“, gibt Mertens ebenso leise zurück, schiebt seine MPi weiter vor und entschert sie. Doch Christians stoppt ihn mit einem schnellen Griff.

„Warten Sie! Vielleicht haben wir Glück und können ein paar von den Burschen erwischen.“

Er wendet sich der rechts von ihm liegenden Gruppe zu und befiehlt, ihm und Mertens zu folgen. Einzeln huschen sie geduckt über die Straßenbrücke, verschwinden im Straßengraben auf der anderen Seite und lauschen in die Nacht.

Da stößt Christians den dicht hinter ihm liegenden Mertens an und deutet mit einem Kopfnicken nach vorn. Keine 30 Meter von ihnen entfernt gleiten ein paar dunkle Gestalten über die Straße und tauchen im gegenüberliegenden Straßengraben unter.

Die Spannung ist jetzt fast nicht mehr zu ertragen. Christians weiß, daß er noch etwas warten muß, um einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen.

„Noch nicht schießen!“ zischt er und schmiegt sich noch enger an die Böschung des Grabens. Zwischen dem Raunen des Windes vernehmen sie jetzt leise englische Wortfetzen. Näher und näher gleiten die Schatten, und es kann nicht mehr lange dauern, dann müssen sie fast auf einer Höhe mit ihnen sein. Sie sind jetzt noch etwa zehn bis 15 Meter entfernt.

Plötzlich schnellt Christians hoch und ruft scharf: „Hands up! Stop! Hands up (Hände hoch)!“

Sofort fetzt ein kurzer Feuerstoß aus einer britischen MPi durch die Nacht, und Oberleutnant Christians bricht mit einem gellenden Aufschrei zusammen. Noch im Stürzen zieht er den Abzug seiner Maschinenpistole durch. Geschosse peitschen über die Straße, reißen Erd- und Steinbrocken hoch, doch einige treffen auch. Schrille Schreie ertönen, Flüche und Befehle. Aber davon hört Oberleutnant Christians nichts mehr.

Mertens stürmt schießend über die Straße, springt in den Graben, reißt zwei Gegner zu Boden und feuert hinter flüchtenden Schatten her, bis von den schemenhaften Gestalten nichts mehr zu sehen ist.

Danach ist es wieder ruhig. Man hört nur das Stöhnen der Verwundeten. Mertens dreht sich um und läuft zurück. Neben Oberleutnant Christians kniet schon Unteroffizier Baum, der sich besorgt über ihn beugt.

„Was ist?“ keucht Mertens.

Der andere wendet den Kopf und murmelt: „Bauchschüsse ... mehrere!“

„Los, bringt ihn vorsichtig zurück!“ befiehlt Mertens. „Weidner und Pilz, Sie bleiben hier ... Macke, Sie laufen schon vorneweg und fordern sofort einen Arzt an. Los, kommt ... wir sehen uns mal die ‚Tommys‘ an!“

Der Feldwebel sowie die Gefreiten Weidner und Pilz gehen zu den anderen vier Grenadieren, welche die Gefangenen bewachen. Drei Verwundete wimmern leise vor sich hin. Ein anderer liegt seltsam verkrümmt und

stumm am Boden. Nur ein Mann hat die Sache anscheinend unverletzt überstanden. Er hält sich zwar mit bleichem Gesicht den Kopf, aber er hat keine sichtbare Verletzung.

„Los ... dann ab!“ befiehlt Mertens, und er bedeutet den Engländern, vor ihnen herzugehen. Zwei von ihnen müssen getragen werden. An der Straßenbrücke werden sie von Leutnant Hoffmann erwartet.

„Habt ihr ein paar geschnappt?“

„Jawohl, Herr Leutnant. Aber ein paar sind uns auch entkommen. Da hinten liegt noch ein Toter. – Wie geht es Oberleutnant Christians?“

„Keine Ahnung ... er ist zum Gefechtsstand gebracht worden, und soviel ich weiß, hat man einen Sanka²²⁾ und einen Arzt angefordert.“

Die Gefangenen bleiben im Gastraum der Osteria, bewacht von einigen Grenadiern. Der Sanitäter sieht sich ihre Verletzungen an. Oberleutnant Christians liegt mit bleichem Gesicht auf der Trage, der Sani hat ihn versorgt, so gut es ging. Marisa, die Haustochter, steht an der Theke und starrt erschrocken auf den schwerverwundeten Oberleutnant.

„Wie sieht es aus?“ fragt Mertens den Sanitätsfeldwebel.

„Er hat zwei Bauchschüsse und einen Schuß im Hüftgelenk. Wenn er sofort auf den Tisch kommt, wird er durchkommen!“

„Der Arzt ist mit dem Sanka schon unterwegs“, meldet Hofstätter, der eben aus dem Keller kommt und mit bleichem Gesicht auf den besinnungslosen Oberleutnant hinabsieht.

„Danke, Hofstätter.“ Leutnant Hoffmann wendet sich an Mertens: „Sorgen Sie dafür, daß die Engländer

zum Regiment gebracht werden.“

„Jawohl, Herr Leutnant!“ Mertens teilt ein paar Männer zur Begleitung der Gefangenen ab. Im selben Moment kommt auch der Arzt. Er untersucht die Verletzungen von Oberleutnant Christians, dann die der Engländer und befiehlt den Trägern, den schwerverwundeten Oberleutnant sofort wegzubringen. Der Sanka steht am Dorfeingang.

Wenige Minuten darauf erscheint Sonderführer Leutnant Gloske, der PK-Mann, bei Leutnant Hoffmann.

„Wie ist es, kann ich nicht zu euch ziehen?“ erkundigt er sich. „Im Panzer wird es ein bißchen zu eng für mich, und ich meine ...“

„... selbstverständlich, Herr Gloske. Holen Sie Ihre Brocken und ziehen Sie hier ein!“ stimmt Hoffmann zu. Zusammen mit dem PK-Mann geht er nach unten in den Gefechtsstand. Mertens brennt sich eine Zigarette an und blickt dorthin, wo sie vorhin den Oberleutnant davongetragen hatten.

Als der neue Tag anbrach, wächst plötzlich hinter dem Dorf, weiter im Norden, eine dunkle Wolkenwand empor, und die Männer der 2. Kompanie hören die hallenden Detonationen schwerer Einschläge. Die nächsten Lagen schlagen schon dicht vor den Stellungen der 2. Kompanie ein. Der Feuertanz beginnt erneut.

Noch bleibt die eigene Artillerie stumm. Die Grenadiere der 2. Kompanie haben nicht viel Zeit für Überlegungen, denn Lage um Lage orgelt von Süden heran, und die Granaten krachen schmetternd in den Boden.

GRATIS FÜR SIE

Deutscher Flakpanzer IV Wirbelwind

Normandie 1944



**FORCES
OF
VALOR**

- Absolut detailgetreu
- Bewegliche Panzerketten, Panzertürme, Räder und Kanonenläufe
- Luken und Einstiege zum Öffnen

Als Dankeschön für ein Abonnement **DER LANDSER** oder **DER LANDSER**-Großband erhalten Sie diesen Flakpanzer IV Wirbelwind gratis. Das aus Metallspritzguss gefertigte Sammlerstück ist ein maßstabgetreues Militärmodell (1:32) aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges.

Abonnement-Gutschein

Coupon bitte ausschneiden und senden an: Güll GmbH, Leserservice **DER LANDSER**, Heuriedweg 19, 88131 Lindau, Fax 0 18 05 / 26 01 28 (0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.)

Ja, ich nehme Ihr Angebot an und abonniere zunächst für ein Jahr

(Gewünschtes bitte ankreuzen)

☐ **DER LANDSER** (52 Ausgaben) zum folgenden Preis:

Deutschland € 114,40/Österreich € 127,40

☐ **DER LANDSER**-Großband (26 Ausgaben) zum folgenden

Preis: Deutschland € 68,90/Österreich € 76,70

Alle Preise sind inkl. Porto und Versandkosten. Nach Ablauf eines Jahres kann ich das Abo jederzeit kündigen.

Als Dankeschön erhalte ich das originalgetreue Militärmodell **Flakpanzer IV Wirbelwind** (42).

Bitte senden an:

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ/Ort

Telefon

E-Mail

Gewünschte Zahlungsweise (bitte ankreuzen):

☐ **Einen Monat kostenlos bei Bankeinzug**

Ich wünsche (bitte ankreuzen):

☐ halbjährliche Zahlung ☐ jährliche Zahlung

Konto-Nr.

BLZ

Bankinstitut

Unterschrift/Kontoinhaber

Datum

Ich bin damit einverstanden, dass die Bauer Media Group mich bis auf Widerruf per Telefon und E-Mail über interessante Angebote zu Medienprodukten informiert.

☐ Ja, mit meiner vorstehenden Erklärung verpflichte ich die Bauer Media Group auf die Einhaltung der Grenzen dieser Zustimmung und auf den Datenschutz.

Die Bestellung kann innerhalb von 2 Wochen ohne Angabe von Gründen bei Güll GmbH, Heuriedweg 19, 88131 Lindau/B., schriftlich widerrufen werden.

☐ **per Rechnung** (nur jährliche Zahlung möglich)

DER LANDSER erscheint in der Pabel-Moewig Verlag GmbH, Walter A. Fuchs, Karlshof Str. 31, 76437 Rastatt. Handelsregister: AG Mannheim, HRB 708526. Abonnementvertrieb: Presseservice Güll GmbH, Ernst G. Wallaschek, Heuriedweg 19, 88131 Lindau/B.

Der Olivenhain nordöstlich des Dorfes brennt und verschwindet jetzt in Rauch- und Pulverdampfswolken. Die Bäume sind zerfetzt, entwurzelt, andere brennen wie Fackeln.

„Verdammt ... jetzt woll'n sie uns schon wieder zur Schnecke machen!“ brüllt Mertens dem neben ihm liegenden Herms zu.

„Das ist die Revanche für die Gefangenen! Die anderen, die ausgerissen sind, haben gut herumgeschnüffelt!“ schreit Herms zurück. Seine nächsten Worte werden von einigen Granateinschlägen verschluckt, die verdammt nahe in die Erde hämmern und die Männer mit Erdbrocken überschütten.

Mertens dreht den Kopf, als sich neben ihm jemand zu Boden wirft. Es ist Gloske, der PK-Mann. Er ist ohne Stahlhelm, die Haare hängen ihm in das verschmutzte Gesicht.

„Leutnant Hoffmann ist gefallen!“ brüllt er lautstark. „Ich übernehme die Kompanie ...“

Feldwebel Mertens reißt erschrocken den Kopf hoch, zieht ihn aber wieder blitzschnell zwischen die Schultern, als er das gefährliche Surren von Splittern hört. Hoffmann war also nur wenige Tage bei der Kompanie und ein paar Stunden Kompanieführer, und jetzt hatten sie einen Pressefritzen als Kompanieführer! Wie sollte das noch enden?

„Die Brücke muß gesprengt werden!“ brüllt Mertens und deutet auf die Brücke, die immer noch steht. Die Engländer hatten natürlich kein Interesse daran, sie zu treffen. Sie benötigten sie schließlich, wenn sie über den Bach wollten.

„Gut ... veranlassen Sie das Nötige,

Mertens!“ erwidert Gloske, und Mertens hetzte in dem schmalen Laufgraben geduckt zu den Pionieren hinüber. Vier Mann waren zurückgeblieben, die anderen hatten sich schon abgesetzt.

Der Pionier zündet ... aber nichts tut sich! Die Brücke steht eisern. Mertens sieht den neben ihm liegenden Pionierunteroffizier verdutzt an. „Heh, was ist denn ... kein Saft auf der Leitung?“ brüllt er durch das Getöse.

„Blödsinn! Die ist bei dem Feuerzauber unterbrochen worden!“ antwortet der Pionier wütend.

„Dann los ... wir wetzen hinüber und sehen nach, ob was an der Ladung nicht stimmt!“ sagt Mertens.

„Was denn ... bist du irre geworden, das ist doch ...!“

„Red keinen Stuß ... die Brücke muß gesprengt werden“, unterbricht ihn Mertens. „Los ... ab!“

Die beiden springen auf und hetzen unter den ersten Brückenbogen, während um sie herum die Hölle tobt. Mit schnellen Bewegungen legt der Pionier die eingedämmte Sprengladung frei. Mertens, der ihm dabei zuschaut, muß unwillkürlich daran denken, was geschehen würde, wenn jetzt eine Granate die Brücke träfe. Von ihnen bliebe kein Fetzen mehr übrig.

„Die Zündleitung hat sich gelöst!“ schreit der Pionier. „Das haben wir gleich!“ Schnell repariert er den Schaden, dann verdämmt er die Ladung wieder und deutet mit einer Kopfbewegung nach oben.

„Los, verschwinden wir, bevor sie uns hier zur Sau machen!“

Sie hasten wieder zurück, suchen

Deckung, springen auf, laufen, werfen sich wieder hin. Als sie weit genug entfernt sind, zündet der Pionier. Für Bruchteile von Sekunden sieht es so aus, als würde sich die Brücke heben, dann übertönt ein schmetternder Schlag das gnadenlose Getöse der Artillerie. Steinbrocken wirbeln weit durch die Gegend, klatschen ins Wasser oder schlagen auf der Straße auf und am Uferrand in die Erde.

Feldwebel Mertens setzt sich wieder zu der Stellung ab, in der er seinen Zug und Leutnant Gloske zurückgelassen hatte. Gloske winkt ab, als sich Mertens keuchend neben ihn wirft und Meldung machen will. Schließlich hatte ja jeder hier gesehen, daß die Brücke in die Luft geflogen war.

Bei einem Blick über den Dekungsrand sieht Mertens anrollende Panzer. Welch ein vertrauter Anblick! Zwischen einigen „Mark IV“ sieht er ein paar „Sherman“⁽²³⁾ ... und den weißen Stern an den Rümpfen der Panzer. Da drüben mischten jetzt also auch US-Panzertruppen mit.

„Panzer ... Panzeralarm!“ gelbt auf einmal der elektrisierende Ruf durch die Stellungen. Den erfahrenen Soldaten war es klar, was jetzt kommen würde. Den Neuen dagegen fährt der Schreck in die Glieder, denn sie wußten nur vom Hörensagen, was ein Panzerangriff bedeutete.

Die neun Panzer bei der 2. Kompanie schwenken ihre Rohre ein, und dann beginnt das Panzerduell. Man unterscheidet deutlich die peitschenden Abschüsse der langen Kanonen. Drüben beim Gegner wird der erste

„Mark IV“ in Brand geschossen; dann steigen links und rechts neben den anderen die ersten Detonationen auf, und schon erwischt es auch einen „Sherman“. Seine linke Kette wird getroffen. Er dreht sich im Kreis, schießt – und trifft einen eigenen Panzer aus nur wenigen Metern Entfernung. Ein loderndes Fanal steht auf einmal mitten im Kampfgestümmel.

Doch unbeirrt schieben sich die Feindpanzer in einem breiten Keil gegen die deutschen Stellungen vor. Die Spitze richtet sich auf die Dorfstraße. Das im Moment größte Hindernis ist der Bach, der ein Durchfahren mit schweren Panzern unmöglich macht.

Als die näher rollenden Panzer in günstiger Schußposition stehen, eröffnen die Pak das Feuer. Die ersten Granaten prallen, da sie zu schräg aufkommen, als Querschläger ab, doch dann fressen sich einige Geschosse bei zwei Panzern durch die Stahlwände. Sie bleiben brennend stehen. Der Besatzung des einen Kampfwagens gelingt es noch auszubooten, bei dem anderen fallen die Besatzungsmitglieder unter dem Feuer der Pak.

In dem Getöse der Granaten vernimmt man das Gehämmer deutscher Maschinengewehre, deren Feuerstöße durch das hohe Gras jenseits des Baches streichen und zwischen den angreifenden Panzern dahinfegen. Sie halten damit die bisher noch unsichtbare feindliche Begleitinfanterie nieder. Keine 300 Meter mehr, dann hatten die Feindtruppen das Dorf erreicht.

Weithin sind die lodernden briti-

schen und amerikanischen Panzer zu erkennen. Doch zwischen den brennenden Wagen rücken immer wieder neue Stahlkolosse vor. Es waren jetzt vornehmlich US-Panzer vom Typ „Sherman“, deutlich erkennbar an dem weißen Stern. Der dichte, fette Qualm der brennenden Ungetüme ist wiederum eine gute Deckung für die angreifende Begleitinfanterie, die sich nun so nahe wie möglich an die deutschen Stellungen heranarbeiten kann.

Auf deutscher Seite gibt es auch etliche Verluste. Ein Panzer, der die linke Flanke der Pak absichert, bekommt einen Treffer ins rechte Laufwerk. Trotzdem feuert die Besatzung unbeirrt weiter. Es sind aber nur noch wenige Schüsse, dann bekommt der Wagen einen Treffer in die Wanne, und der Panzer verschwindet in einer hell auflodernden Explosionsflamme. Die restlichen Panzer, es sind nur noch sechs feuerbereit, erwidern das Feuer des Gegners.

Etwa 50 Meter vor der gesprengten Brücke kommt der feindliche Angriff zum Stehen. Doch ohne Unterbrechung schießen die gegnerischen Panzerkanonen mit einem unheimlichen Schnellfeuer in die deutschen Stellungen.

Feldwebel Mertens sieht, wie drüben ein Mann versucht, der Flammenhölle zu entkommen. Als brennende Fackel läuft er durch das Gelände; eine feindliche MG-Garbe erlöst ihn von einem grausamen Feuertod. Mertens muß schlucken und wendet voller Grauen den Blick ab. Er schreckt hoch, als ein Volltreffer eine Pak zerreißt, die in der Nähe des brennenden Panzers stand. Teile des

Geschützes, Menschenleiber und Erdbrocken wirbeln durch die Gegend.

Ungeachtet des feindlichen Feuers hämmern die MG der 2. Kompanie, und die Granatwerfer schießen weiterhin Sperrfeuer, um den feindlichen Infanteristen ein Vordringen zu erschweren. Da gehen jenseits des Baches schon die ersten Minen hoch. Schmerzens- und Todesschreie über-tönen den Kampfplärm.

Jetzt erst, buchstäblich in letzter Minute, beginnt die deutsche Artillerie das Gelände südlich des Dorfes und hinter dem Bach mit verstreuten Lagen abzutasten. Verzweifelt darum bemüht, das Feuer an die stekengebliebenen Feindpanzer heranzuführen. Ein fast sinnloses Unterfangen, denn der Feind war schon zu weit vorgedrungen.

Leutnant Gloske, der neben Mertens liegt, feuert mit seiner MPi auf den Südrand des Bachufers. Dort drüben, zwischen den Rauch- und Staubwolken der immer wieder explodierenden Minen, tauchen die geduckten, schattenhaften Gestalten der Angreifer auf.

Aus den Augenwinkeln sieht Gloske, wie sich einige der Grenadiere zum Handgranatenwurf klarmachen. Sie schrauben die Kappen von Stielhandgranaten ab und legen sie griffbereit neben sich. Jeder von ihnen weiß: Bald ist der Gegner auf Wurfweite heran, und dann waren Handgranaten noch das einzige Mittel, ein weiteres Vordringen zu verhindern.

Und schon sind sie heran. Viele von ihnen fallen im mörderischen Abwehrfeuer der Deutschen, doch

einem Teil gelingt es, das andere Ufer zu erreichen. Von den Panzergrenadieren nicht einzusehen, gehen sie in Feuerstellung. Kurz darauf eröffnen zwei Maschinengewehre das Feuer. Sie liegen im toten Winkel der deutschen MG und sind vorerst nicht niederzukämpfen.

Die Führer der beiden Granatwerfertrupps haben die Absicht des Gegners blitzschnell erkannt und verlegen ihr Feuer weiter zurück. Dennoch gelingt es einigen Briten, das nördliche Bachufer zu erreichen und dort in Stellung zu gehen. Doch mancher der angreifenden Gegner findet in dem vom Blut gefärbten Bach sein Ende. Tote und Schwerverletzte werden von dem schnell fließenden Wasser davongetragen.

Fast gleichzeitig, um den Sturm der Infanteristen zu unterstützen, schieben sich die Panzer wieder näher an das Dorf heran, und ihre Kanonen belegen das nördliche Bachufer und das Dorf mit einem dichten Feuer. Die Panzerführer haben erkannt, daß die Infanteristen Feuerunterstützung brauchen, daß sie die Deutschen in Deckung halten müssen.

Die sechs verbliebenen deutschen Panzer verteidigen sich gegen die deutliche Übermacht mit dem Mut der Verzweiflung. Ihre Kanonen feuern unentwegt, und sie fahren jetzt hin und her, um kein festes Ziel zu bieten. Ihre Granaten reißen zwar tiefe Lücken in die Reihen der Angreifer, aber um die Panzergrenadiere der 2. Kompanie ist es dennoch schlecht bestellt. Kaum einer kann wagen, den Kopf aus der Deckung zu nehmen. Die Granatwerfer-Bedie-

nungen verlieren langsam den Überblick, nachdem immer mehr Gegner das Nordufer erreichen und hier nun in Feuerstellung gehen. Sie müssen ihr Feuer schließlich einstellen, um nicht die eigenen Kameraden zu gefährden.

Kritisch wird es, als die erste Welle der Gegner, die am Nordrand des Baches Fuß gefaßt haben, zum Sturmangriff übergeht.

Leutnant Gloske und Feldwebel Mertens sind die ersten, die Handgranaten werfen. Manche detonieren in der Luft oder direkt vor den Füßen der Gegner. Für einen Moment muß Mertens die Geschicklichkeit des langen PK-Mannes bewundern, mit der er die Handgranaten handhabt. Man sieht, daß er eine Menge Frontererfahrung hat. Doch eines ist sicherlich auch Gloske klar: Es wird nicht mehr lange dauern, dann brechen die Gegner in die Stellungen der 2. Kompanie ein. Mertens wirft noch seine beiden letzten Handgranaten und brüllt Gloske dann zu:

„Ich laufe zurück und hole den Reservezug zum Gegenstoß! Allein schaffen wir das nie!“

Mertens rennt durch den schmalen Verbindungsgraben, läuft zur Straße, die schon von unzähligen Granaten zersiebt ist. Keuchend und nach Luft schnappend, erreicht er das Haus des Bürgermeisters, in dessen Keller der Reservezug liegt. Es sind zum größten Teil ältere Männer, Kranke und Leichtverwundete, die man als Reservezug zurückgelassen hatte. Mertens reißt die Kellertür auf und brüllt:

„Los ... alles raus! Fertigmachen zum Gegenstoß! Beeilung ... Beei-

lung! Die Kameraden vorn warten auf euch!“

28 Mann kommen aus dem Keller, zum Teil hohlwangig und bleich. Viele von ihnen sind noch nicht in der richtigen körperlichen Verfassung, um eingesetzt zu werden. Aber alle wissen, daß es unter Umständen jetzt nur von ihnen abhängen wird, ob sie blutig zurückgeschlagen werden oder den Feind zurücktreiben können.

Nach einem kurzen Überblick setzt sich Mertens an die Spitze und hastet denselben Weg zurück. Er sieht, daß die Engländer rechts von der Straße schon in die Stellungen eingedrungen sind, hört kurze Feuerstöße aus Maschinenpistolen und dazwischen Detonationen von Handgranaten und Schreie.

Aus den Hüften feuernd und mit der blanken Waffe werfen sich die Männer der Eingreifreserve in das Kampfgetümmel. Und es gelingt, was keiner noch für möglich gehalten hätte: Die kleine Gruppe schafft den Gegenstoß.

Der weitere Ansturm der Gegner kann aufgehalten werden. Doch der Nahkampf forderte auch blutige Opfer. Immerhin ziehen sich die Angreifer unter schweren Verlusten auf das Nordufer zurück, und auch die Feindpanzer setzen sich ab. Der Gefechtslärm wird nach und nach schwächer, um endlich ganz zu verstummen ...

Keuchend, verschwitzt, mit zerrissener, blutbesudelter Uniform steht Feldwebel Mertens unter den gefangenen Gegnern und betrachtet ihre von Strapazen und Angst gezeichneten Gesichter. Jetzt, wo alles vorbei

ist, spürt er, daß ihm alle Knochen im Leib weh tun. Es gelingt ihm nur mühsam, sich zusammenzureißen.

Langsam, Mann für Mann, gehen die Gefangenen an ihm vorbei. Vielleicht sollte man sie beneiden, denn der Krieg ist für sie vorüber.

Im Gefechtsstand der Kompanie herrschte ein hektisches Treiben. Gegen Mittag erhielt Leutnant Gloske einen Anruf vom Bataillon. Die Männer beobachteten sein Mienenspiel, während er sich mit seinem Gesprächspartner unterhielt. Die Sätze waren nur kurz, aber bedeutungsvoll:

„Habe verstanden, Herr Major! – Ja, ich wiederhole: Die Kompanie löst sich bei Einbruch der Dunkelheit vom Gegner und zieht sich nach Lungo zurück. – Jawohl, die restlichen vier Panzer geben uns Feuerchutz, bis wir das Dorf verlassen haben. Verstanden, Herr Major. Ende!“

Nachdenklich legte Leutnant Gloske den Hörer auf. Dann sagte er:

„Ich denke, Sie haben das Wichtigste mitbekommen, meine Herren“, sagte Gloske anschließend zu Mertens und den anderen, „wir setzen uns nach Einbruch der Dunkelheit ab und ziehen uns bis in den Raum Lungo zurück. Das ist eine Entscheidung des Bataillons.“

Die Zugführer schwiegen, und man spürte, daß sie sich jetzt fragten: Warum dann diese Opfer? Hofstätter konnte mit seiner Meinung nicht zurückhalten. Er schüttelte fassungslos den Kopf und grollte: „Dann sind die Jungs wieder mal sinnlos verheizt

worden! In einigen Stunden wird es dunkel. Werden wir mit unseren Schützenpanzerwagen zurückgebracht?“

„Ja, sie warten an der Wegegabelung drei Kilometer weiter nördlich“, erwiderte Leutnant Gloske.

„Na ja, dann brauchen wir wenigstens nicht den ganzen Weg zurückzulatschen“, meinte Feldwebel Hauert.

Nach Einbruch der Nacht rollten die am weitesten zurückstehenden Panzer aus ihren Stellungen und rumpelten langsam zurück. Danach lösten sich die einzelnen Gruppen und Züge aus den Stellungen.

An der Straßengabelung warteten sechs Schützenpanzerwagen, um die Panzergrenadiere aufzunehmen. Keine 30 Minuten dauerte das Verladen, dann rollte die Kolonne an. Unbemerkt von der 2. Kompanie bewegte sich der Gegner jedoch schon auf der Parallelstraße, die nach Catanzaro führte, wo er bereits durchgebrochen war und ebenfalls weiter nach Norden vorstieß. Den Alliierten war es mit einem Trick gelungen, an einer Stelle durchzubringen, wo es niemand vermutete.

Die Panzergrenadiere der Kompanie wußten auch nicht, daß sie die letzten des Bataillons waren, die sich nach Norden hin absetzten. Unterwegs stießen noch zwei Panzer zu ihnen; zwei weitere gaben Flanken- und Schlußsicherung. Neben Leutnant Gloske auf dem ersten Schützenpanzerwagen lehnte Feldwebel Mertens hinter dem Schutzschild des MG und starrte aufmerksam in die Nacht. Plötzlich packte er Gloske am Arm.

„Schau’n Sie sich mal da drüben das an – was ist das?“

„Wo?“

„Da, rechts, das sind doch Fahrzeuge, oder?“

„Nein ... verdammt, das sind Panzer, Mertens! Sicher zurückgehende Verbände von unserer eigenen Division.“

„Ich glaube nicht mehr an den Weihnachtsmann, Herr Leutnant“, knurrte Mertens mißtrauisch.

Die nächsten Worte wurden vom Abschuß einer Panzerkanone überhört. Die Umgebung erhellte sich durch den Mündungsblitz der langen Flamme, die aus dem Kanonenrohr des Panzers blaffte.

Die Kolonne stoppte, und die Begleitpanzer nahmen die feindliche Kolonne – man konnte jetzt im Licht der aufzuckenden Detonationsblitze die weißen Sterne an den Panzern deutlich erkennen – unter heftiges Feuer. Drüben schlugen die Granaten mitten in die Fahrzeugkolonne; die ersten Wagen begannen zu brennen. Dazwischen vernahm man das Rattern der Maschinengewehre.

Einige Fahrzeuge versuchten aus der Kolonne auszubrechen, wurden aber von den Granaten der deutschen Panzer erwischt und gingen in Flammen auf. Brennend standen sie quer auf der Straße oder im Gelände. Im Feuerschein sah man Männer, die von den Fahrzeugen wegzukommen versuchten. Ein heillooses Chaos war ausgebrochen, denn offenbar hatte von den vorrückenden Alliierten niemand angenommen, hier noch auf deutsche Truppen zu stoßen.

Gloske dachte möglicherweise mit Grausen daran, was geschehen wäre,

wenn der Gegner sie vorzeitig entdeckt hätte. Bis jetzt war noch kein eigenes Fahrzeug ausgefallen. Noch immer hämmerten Panzergranaten und MG-Garben in die Reihen des Gegners. Die Verwirrung beim Feind vergrößerte sich von Minute zu Minute. Die vier zurückhängenden Panzer kamen vorgeprescht und nahmen die Gegner nun ebenfalls unter Feuer.

Der PK-Mann Gloske beobachtete das schaurige Schauspiel und machte sogar Aufnahmen. Jetzt ging der Berichterstatter mit ihm durch, und er dachte nicht mehr als Kompanieführer.

Erst ein Zuruf von Feldwebel Mertens brachte ihn wieder auf den Boden der Tatsachen zurück. Er sah, daß die Feindfahrzeuge im Begriff standen, sich aus dem momentan noch herrschenden Wirrwarr zu befreien, und es einigen Feindpanzern inzwischen gelungen war, sich vom Gros des Haufens abzusetzen und erneut in Feuerstellung zu gehen. Wenn sie jetzt nicht aufpaßten, gelang es der zahlenmäßigen Überlegenheit des Feindes, diesen Überraschungsangriff abzuwehren. Sie könnten dann den Spieß umdrehen und die kleine deutsche Kolonne zusammenschießen. Hier gab es daher nur eines: angreifen, um den Gegner an seiner schwächsten Stelle zu treffen.

„Absitzen!“ brüllte Leutnant Gloske. „Wir greifen an! Erster Zug folgt, der zweite gibt Feuerschutz, dritter Zug schließt sich dem ersten an!“

In Sekundenschnelle waren die Panzergrenadiere von den auf den Feind zupreschenden Fahrzeugen,

stürmten auf die völlig entnervten Gegner zu und überrannten sie.

Der Kampf war kurz, und sie machten noch zwölf Gefangene. Anderen gelang es zu fliehen; die Grenadiere gaben die Verfolgung auf. Es war eine amerikanische Infanterieeinheit, die sie zersprengt hatten.

Wenige Minuten später setzte die 2. Kompanie ihren Marsch nach Norden fort. Erst bei Tagesanbruch machten die Männer in einem kleinen Dorf halt und tarnten ihre Fahrzeuge gegen Fliegersicht. Leutnant Gloske ließ sogar die Kettenspuren auf der sandigen Dorfstraße verwischen. Die zwölf Gefangenen wurden in einer Scheune untergebracht.

Fast zwei Stunden versuchte Leutnant Gloske vergeblich, mit dem Bataillon oder dem Regiment Verbindung aufzunehmen. Immer wieder bekam er zu hören, daß sich die Gegenstelle nicht melde. Schließlich erfuhren sie durch den Wehrmachtsbericht, daß die Alliierten einen Brückenkopf bei Salerno und einen bei Taranto gebildet hatten.

Gloske, Oberfeldwebel Hofstätter und Feldwebel Mertens sahen sich bei dieser Meldung nur stumm an.

„Dann haben wir die Burschen also schon im Rücken“, unterbrach Mertens das lastende Schweigen. „Ich zweifle, daß es uns gelingen wird, die wieder ins Meer zurückzujagen. Wo die sich einmal festgefressen haben, halten sie sich mit allen Mitteln.“

„Nun sehen Sie nicht zu schwarz!“ versuchte Gloske abzuschwächen, doch Mertens schüttelte nur den Kopf.

„Ich habe das Schlamassel in Afri-

ka erlebt und dann auf Sizilien, Herr Leutnant. Die sind so zäh wie alte Büffel.“

Gegen zehn Uhr tauchten sechs Jabos auf und suchten aufmerksam die Gegend ab. Sie rasten teils im Tiefflug über das verlassen daliegende Dorf dahin, andere kreisten in geringer Höhe, um sich genauer umzusehen.

Der Kompanieführer, Hofstätter und Mertens, die durch das Fenster die Flugkapriolen der „Amis“⁽²⁴⁾ verfolgten, dachten mit Sorge daran, daß sich einer der Grenadiere vielleicht dazu verleiten lassen könnte, auf die Straße zu laufen. Doch alles verhielt sich ruhig. Erleichtert atmete jeder auf, als die letzte Maschine endlich nach Süden abflog und das Motorengerbrumm allmählich verstummte.

Bei den Alliierten war zu diesem Zeitpunkt die Enttäuschung groß. Man hatte sich mehr davon versprochen, als man in Kalabrien landete, und auch angenommen, daß man die Deutschen genauso schnell zurückjagen könnte wie nach dem Insel sprung auf Sizilien. Seit im Juni Italiens „Duce“⁽²⁵⁾ Mussolini⁽²⁶⁾ abgelöst und gefangengesetzt worden war, wußte man bei den Alliierten, daß es nur eine Frage der Zeit sein würde, bis die Italiener den Kampf aufgaben.

Am 9. 9. 1943 war es dann soweit: Die Italiener stellten die Kampfhandlungen ein, und ganze Truppenteile legten die Waffen nieder. Doch noch immer gaben sich die Deutschen nicht geschlagen. Die 1. deut-

sche Fallschirmjägerdivision, von der Teile bei Taranto und am Brückenkopf von Salerno kämpften, leistete den alliierten Landungstruppen erbitterten Widerstand. Im Länderraum von Salerno steckten die alliierten Verbände noch fest, obwohl sie von See her Feuerunterstützung schwerer Schiffsgeschütze erhielten. Feldmarschall Montgomery und General Eisenhower⁽²⁷⁾ sahen besorgt in die Zukunft. Wenn es so weiterging, würden sie alle Mühe haben, ihre Stellungen auf dem italienischen Festland zu behaupten und die Landeköpfe weiter auszubauen.

Doch genau zu der Zeit, als sich die beiden alliierten Oberbefehlshaber Sorgen um die Fortführung ihrer Operationen machten, kamen ihnen die Deutschen ungewollt zu Hilfe.

Der Kommandierende General der X. Armee, Generalobert v. Vietinghoff-Scheel⁽²⁸⁾, konnte den Alliierten im Raum von Salerno das XIV. Panzerkorps entgegenwerfen, das im Raum von Avelino–Neapel lag, sowie Teile der 1. Fallschirmjägerdivision. Daher befahl er: Das LXXI. Korps, das noch in Kalabrien kämpfte, solle sich sofort in Richtung Nordwest absetzen, und vor der Front habe nur eine Nachhut mit starken Pionierverbänden hinhaltenden Widerstand zu leisten.

Dies wiederum gab der 8. britischen Armee mit den ihr unterstellten US-Einheiten die Möglichkeit, rasch nach Norden und Nordwesten vorzudringen. Jetzt erst konnten die Stäbe bei der 8. britischen Armee neue Hoffnung schöpfen.

Zu gleicher Zeit verstärkte sich nach der Kapitulation Italiens der

Widerstand der Partisanengruppen, die von Angehörigen der OSS und der britischen SAS²⁹⁾ unterstützt wurden. Die Sabotageanschläge auf deutsche Nachschublager, Straßen, Brücken und Eisenbahnverbindungen nahmen zu. Nur selten konnte man einen der Täter schnappen; sie verschwanden so, wie sie gekommen waren: lautlos und unerkannt.

„Wir müssen die Verwundeten an einen sichereren Ort bringen, Dottore.“

Lieutenant Barrymore versuchte Dr. Andretti schon seit einigen Tagen davon zu überzeugen, daß das Versteck in dem alten Steinbruch zwar für eine Widerstandsgruppe und zum Verbergen von Waffen und Sprengstoff ausgezeichnet geeignet wäre, nicht aber als Aufenthaltsort für Verwundete. Immerhin hatten sie vier Verletzte dabei.

„Es ist zur Zeit unmöglich, sie an einem besseren Ort unterzubringen“, erwiderte der ehemals angesehene Rechtsanwalt und Strafverteidiger aus Florenz. „Sie sind hier ärztlich bestens versorgt und sicherer als in einem unserer Häuser. Oder meinen Sie, der deutsche Arzt versorgt die Verwundeten nicht richtig?“

„Unsinn, der tut, was er kann. Was bleibt ihm auch anderes übrig, nachdem wir ihn und seine Leute gekidnappt haben? Nein, das macht mir keine Sorgen. Aber dieser verdammte Steinbruch hat nur einen Ausgang. Wenn wir hier überrascht werden, sitzen wir in der Falle.“

„Sie zerbrechen sich darüber viel zuviel den Kopf, Lieutenant“, wink-

te Dr. Andretti ab. „Unser Warnsystem funktioniert ausgezeichnet; zudem liegt dieser Steinbruch viel zu weit weg von regulären Straßen. Hier sind wir sicher, verlassen Sie sich darauf. Außerdem haben wir noch unseren Notausgang, oder haben Sie das vergessen?“

„Da kommen wir aber mit unseren Verwundeten nicht durch“, mischte sich Master Sergeant McClure grollend ein. Er fertigte gerade ein paar Sprengladungen an. „Durch diesen Notausgang können wir unsere Verwundeten wirklich nicht mitnehmen. Die saufen uns in dem unter Wasser stehenden Stollen ab; oder sollen wir sie etwa auf den Köpfen tragen, weil uns das Wasser da unten dann fast bis zum Hals steht?“

„Sie sind ein Pessimist“, gab Dr. Andretti mißgestimmt zurück. „Seit acht Monaten haben wir hier unser Lager, und noch nie hat sich auch nur eine Menschenseele hierher verirrt. Kommen wir lieber zu etwas anderem!“ Er holte einige Aufzeichnungen aus seiner Jackentasche und breitete sie auf dem kleinen, wackligen Tisch aus.

„Hier sind Brücken und Viadukte, die wichtig sind für den Nachschub der Deutschen.“

„Wir dürfen sie aber nicht in die Luft blasen, weil sie später von unseren eigenen Verbänden benötigt werden“, warf Lieutenant Barrymore ein. Von dem ehemals so gepflegt aussehenden Offizier war nichts mehr übriggeblieben. Er war unraziert, trug zerschlissene Kleidung, und seine Füße steckten in Sandalen.

„Richtig, Lieutenant“, nickte Dr. Andretti. „Es genügt, wenn wir die

Strecken oder Brücken für einige Tage außer Betrieb setzen.“

„Nur kamen die Deutschen, wie ich hörte, schon auf die Idee, diese Brücken zu verminen; die wollen sie in die Luft jagen, wenn sie abhauen müssen!“ warf McClure grimmig ein. „Denken Sie dran, Sir, wie uns vor vier Tagen bei San Climente die Brocken solch einer Sprengladung um die Ohren geflogen sind.“

„Richtig, Sergeante“, nickte Dr. Andretti. „Das ist mit das wichtigste, nämlich zu verhindern, daß unsere Brücken und Viadukte in die Luft gesprengt werden. Trotzdem kann man eine Brücke außer Betrieb setzen – wenn zum Beispiel ein Waggon entgleist oder gar mehrere. Wie ihr das macht, das überlassen wir euch, denn das ist euer Spezialgebiet.“

„Okay, wir werden uns vorher die Sache genau ansehen. Wir müssen ja zugleich die Sprengladungen der Deutschen unbrauchbar machen“, erwiderte Barrymore und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. „Sonst noch was?“

„Im Moment nicht, Lieutenant. Ich gehe jetzt mal hinüber zu den Verwundeten und werde ein paar Worte mit dem Arzt reden.“

„Na, dem kommen Sie gerade richtig“, grinste McClure. „Der ist vielleicht sauer auf uns.“

„Immerhin versorgt er die Verwundeten, und nur darauf kommt es an!“ gab Dr. Andretti zurück und verschwand nach draußen.

Gegen Abend, zwischenzeitlich hatte die 2. Kompanie auch Verbindung mit dem Regiment bekommen,

hielt ein VW-Kübelwagen vor dem Haus, in dem sich Leutnant Gloske mit Hofstätter, Mertens und zwei Meldern einquartiert hatte. Gloske schob die Papiere zur Seite, über denen er gerade gebrütet hatte, und erhob sich, als ein untergesetzter Oberleutnant eintrat. Lebhaftige dunkle Augen musterten das Zimmer und blieben dann auf Leutnant Gloske haften.

„Leinweber ist mein Name. Ich nehme an, Sie sind Leutnant Gloske, der Kompanieführer der Zwoten?“ erklang eine rauhe Stimme in westfälischem Dialekt.

„Stimmt, Herr Oberleutnant.“ Ein knapper Händedruck, und dann erklärte Oberleutnant Leinweber mit einem kurzen Blick auf Hofstätter und Mertens, die den Vorgang schweigend beobachtet hatten: „Ich habe den Befehl, die Zwote zu übernehmen. Die Panzer sollen sich, zusammen mit der Pak, noch heute nacht in Marsch setzen und zu ihren Abteilungen zurückkehren.“

„Aber das ist doch ...“

Leutnant Gloske riß sich zusammen, um eine scharfe Erwiderung hinunterzuschlucken. „Was geschieht dann mit den Panzergrenadieren? Wenn die ohne schwere Waffen zurückbleiben, werden sie sehr schnell abkassiert, falls das die anderen spitzkriegen!“

„Ich habe nur den Befehl zu übermitteln, Herr Gloske. Sie können aber zusammen mit den Panzern zurückgehen.“

„Danke ... ich bleibe hier. Die Panzer können zwei Filme von mir mit zurücknehmen und weiterleiten“, erwiderte Leutnant Gloske. „Ich ha-

be den Auftrag, interessante Berichte und Bilder zu machen. Jetzt, wo ich von den Pflichten eines Kompanieführers entbunden bin, verfüge ich ja wieder über die nötige Freiheit.“

„Mir soll's recht sein, Herr Gloske“, nickte der neue Kompaniechef.

„Aber was man da mit den Grenadieren vorhat, ist eine Affenschande. Ohne schwere Waffen ...“

„Sicher, Herr Gloske, aber ich bin ja jetzt auch davon betroffen.“ Oberleutnant Leinweber machte eine kurze Pause und fuhr erklärend fort: „Die Alliierten werden ihren Brückenkopf bei Taranto erweitern wollen; und bei Salerno wird es wohl auch so sein. Wir sollen hier nur noch hinhaltenden Widerstand leisten.“

Leutnant Gloske warf einen Blick auf Hofstätter und Mertens und stellte sie dann dem neuen Kompaniechef vor. Ein knapper Händedruck, und damit war die Begrüßung gelaufen.

„Ich habe aber zu allen schlechten noch eine gute Nachricht mitgebracht, meine Herren“, sagt Leinweber. „Es trifft heute noch ein Pionierzug bei uns ein, der den Auftrag hat, alle Brücken und Straßen in unserem Bereich zu verminen. Damit werden wir den Vormarsch der ‚Amis‘ aufhalten.“ Und dann zu Leutnant Gloske: „Bitte, weisen Sie mich jetzt in die Kompanie ein.“ Gloske sah ihn sekundenlang erstaunt an, dann schüttelte er lächelnd den Kopf.

„Tut mir leid, Herr Oberleutnant, da gibt es nicht viel einzuweisen. Wie ich sehe, besitzen Sie eine Karte, da kann ich Ihnen alles Notwendige erläutern.“

Anhand der Karte gab dann Gloske die nötigen Erklärungen und berichtete über die Lage der letzten 24 Stunden, während denen er als Kompanieführer fungiert hatte. Abschließend erklärte Oberleutnant Leinweber den Männern, daß die 2. Kompanie, die noch eine Iststärke von 89 Mann hatte, als einzige des Regiments so weit zurückhänge. Sie solle jetzt zusammen mit den Pionieren die Nachhut bilden. Gloske, Hofstätter und Mertens sahen sich bedeutungsvoll an. Sie wußten, was die Worte des Oberleutnants umrissen.

Zusammen mit dem neuen Kompaniechef gingen Gloske und Mertens die provisorisch ausgebauten Stellungen ab. Vorerst war weit und breit vom Gegner nichts zu sehen oder zu hören.

Gegen 19.30 Uhr traf der Pionierzug unter Führung eines Stabsfeldwebels ein. Sie begannen sofort die Straße weiter südlich des kleinen Dorfes zu verminen. Die beiden Lastwagen, die sie hergebracht hatten, waren voll mit allerlei Geräten. Nach Einbruch der Dunkelheit setzten sich die Panzer in Marsch. Die zurückbleibenden Grenadiere blickten ihnen mit finsternen Gesichtern nach.

„Verdammt! Scheiß! Wieder ist die Zweite der letzte Haufen vom Regiment. Aber uns dämliche Hunde kann man ja verheizen. Wir kosten nicht soviel Mäuse wie diese Panzer!“ murzte einer der Männer.

„Wann rücken wir denn ab, Herr Oberleutnant?“ erkundigte sich Feldwebel Mertens, der mit einigen seiner Männer am nordöstlichen Dorfrand Stellung bezogen hatte.

Leinweber drehte ihm sein breitflächiges Gesicht zu und erwiderte: „Wenn die ‚Tommys‘ auf die ersten Minen treffen, Mertens! Dann legen wir noch einen anständigen Zauber hin und verschwinden.“

„Dann ist es erfahrungsgemäß sehr oft schon zu spät“, gab Mertens skeptisch zu bedenken.

Oberleutnant Leinweber verzog unwillig das Gesicht. Er vertrug offenbar keine Kritik. „Heh, was ist denn mit Ihnen los, Mertens? Haben Sie etwa die Hose voll?“ erkundigte er sich spöttisch. „Merken Sie sich, mein Lieber: Zum Abhauen ist es nie zu spät.“

Feldwebel Mertens erhielt den Befehl, zusammen mit seinem Zug und zwei SPW³⁰) zurückzubleiben und die Minensperren abzusichern. Wenn die Gegner auf die Minensperre liefen, sollten sie mit den beiden SPW verschwinden, sich aber auf keinerlei Kampfhandlungen einlassen. Das Gros der Kompanie sollte mit Oberleutnant Leinweber bis zu dem etwa 14 Kilometer weiter nordwestlich liegenden Dorf Villacini zurückverlegen. Dort würden sie auf den Zug Mertens warten. Leutnant Gloske machte von dem Angebot, mit der Kompanie zurückzugehen, keinen Gebrauch. Er wollte beim Zug Mertens bleiben.

Mertens sah mit gemischten Gefühlen hinter Oberleutnant Leinweber her. Für einen Moment überfiel ihn Resignation. Was war denn dabei, wenn er hier wartete, bis die „Tommys“ kamen und er dann einfach in Gefangenschaft ging? Sicher waren bei seinem Zug noch andere Männer, die genauso dachten. Mit 23

Mann sollten sie hier also liegenbleiben und warten, bis der Gegner nahe genug heran sein würde, und dann erst konnten sie abhauen. Was sollte denn dieser verdammte Quatsch?

Es war Leutnant Gloske, der das Schweigen brach. „Ich ahne, was jetzt in Ihnen vorgeht, Mertens“, meinte er. „Doch so wie Ihnen geht es anderen Zugführern auch. Und so wird es wohl immer sein: Den letzten beißen die Hunde.“

„Wir werden also den ‚Tommys‘ zum Fraß vorgeworfen, was?“ erwiderte Mertens verbittert.

„Sie dürfen das nicht so sehen, Mertens. Oberleutnant Leinweber verläßt sich auf Ihre Entschlußkraft. Sobald die ersten Engländer auf die Sperren rennen, setzen wir uns ab. Ich glaube, daß das auch hinhauen wird. Wir haben ja die beiden SPW, damit können wir schnell genug verschwinden.“

Die Stimmung war mehr als mies, als die Männer von Mertens erfuhren, welche Aufgabe sie hatten. Doch sie schickten sich drein. Eine Gruppe mit MG wurde an den Südrand des Dorfes verlegt, so daß sie die Panzersperre im Auge hatte, sich aber trotzdem ungesehen vom Feind absetzen konnte. Gruppenführer war der Obergefreite Herms. Nach zwei Stunden sollte die Gruppe abgelöst werden. Die restlichen Männer wurden so verteilt, daß sie die Dorfränder unter Kontrolle hatten.

Die beiden Schützenpanzerwagen wurden so aufgestellt, daß sie sofort verschwinden konnten. Das wenige Gepäck war schon auf die Fahrzeuge verladen worden; Fahrer und Beifahrer blieben bei den Wagen und

mußten abwechselnd Wache schieben. Es war alles Erdenkliche getan worden, um heil aus dieser Mausefalle herauszukommen.

Mertens schreckte hoch, als ihn jemand unsanft wach rüttelte. Verschlafen und halb im Unterbewußtsein griff er zu seiner MPI. Neben ihm wurde Leutnant Gloske wach und nahm wortlos sein Zeug an sich.

„Verdammt ... was ist denn?“ knurrte Mertens. Vor ihm stand einer seiner Männer.

„Wir haben einen ‚Itaker‘⁽³¹⁾ geschnappt, und der kann uns ein schönes Lied singen“, berichtete der Gefreite Bäumert erregt.

„Was denn ... jetzt in der Nacht?“ Zusammen mit Leutnant Gloske folgte er dem Gefreiten.

„Er kam neben der Straße her ... wir haben ihn nur durch Zufall entdeckt. Und er kam von Nordosten!“

„Was denn ... hinter uns? Und ...?“

Was der Zivilist berichtete, war eine böse Überraschung. Demnach standen schon 30 Kilometer nördlich, bei Cosenza, britische und amerikanische Truppenverbände. Panzereinheiten also, die jetzt in umgekehrter Richtung von Norden nach Süden vorstießen und auch dieses Dorf erreichen mußten, in dem der Zug Mertens lag.

Sie mußten hier also jede Minute damit rechnen, daß Feindpanzer in ihrem Rücken auftauchten. Feldwebel Mertens überlegte nicht lange. Jetzt galt es zu handeln.

„Los, sofort geballte Ladungen⁽³²⁾ herstellen!“ befahl er. „Besorgt leere Flaschen, die füllen wir mit Benzin und binden vier Handgranaten daran fest – mit Draht, Bindfaden oder

Kochgeschirriemen. Beeilt euch und macht so viele von diesen Ladungen fertig wie’s geht.“

Innerhalb kurzer Zeit herrschte emsige Tätigkeit. Mertens ließ sofort Herms und seine Gruppe zurückholen. Knapp eine halbe Stunde später waren sie kampfbereit.

„Verdammt ... das wäre ins Auge gegangen, wenn wir den Burschen nicht erwischt hätten“, sagte Mertens zu Leutnant Gloske. „Jetzt wissen wir aber, was läuft, und wir werden uns zu wehren wissen, verlassen Sie sich darauf.“ Mertens wandte sich an die beiden Fahrer der SPW. „Fahrt rüber zum westlichen Ortsrand. Wenn ihr eine rote Leuchtkugel seht, fahrt ihr los; am letzten Haus wartet ihr dann auf uns. Alles klar?“

„Alles klar, Herr Feldwebel!“

Mertens teilte für jeden Wagen noch einen MG-Schützen ein und ging dann mit den restlichen Männern zum Nordausgang des Dorfes. Er kletterte dort auf eine kleine Hügelkuppe und befahl Herms, der mit zwei Grenadieren und einem MG mitgekommen war: „Ihr grabt euch hier ein. Sobald du die ersten Panzer siehst, nimmst du sie unter Feuer. Ich verdrücke mich dann mit ein paar von uns auf die andere Straßenseite. Wenn sie sich mit dir beschäftigen, werden wir sie mit unseren geballten Ladungen angreifen. Also, ihr wißt Bescheid!“

Der Feldwebel lief schnell wieder zurück. Die anderen warteten schon ungeduldig.

„Eine Stunde ist schon rum und nichts zu hören. Vielleicht haben wir Dusel, und die biegen irgendwo ab

und kommen hier gar nicht durch?“ unterbrach Leutnant Gloske das lastende Schweigen.

Doch da hoben sie alle lauschend den Kopf:

„Da sind sie! Sie kommen also doch! Der Italiener hat recht gehabt!“

Mertens spürte seinen Herzschlag bis zum Hals, und wieder packten ihn Erregung, Spannung – und die Angst. War es nicht vielleicht besser, die Panzer einfach vorbeifahren zu lassen? Nein, es wäre Unsinn gewesen. Er schreckte auf, als einer der Männer unterdrückt sagte: „Da kommen sie ... an der Kurve! Seht ihr sie?“

„Wir haben ja keine Tomaten auf den Augen!“ knurrte der Gefreite Boose. Und Gloske rief: „Es sind fünf leichte Kampfpanzer! Sie sind noch ahnungslos! Die Luken sind offen, und die Kommandanten stehen im Turmluk.“

„Sie sehen verdammt gut, Herr Leutnant“, meinte Mertens anerkennend. „Jetzt die Ruhe behalten, Männer! Drei Mann für jeden Wagen ... verteilt euch im Straßengraben, und laßt sie nahe genug rankommen!“ Er hob kurz seine MPi an. „Wenn ich einen kurzen Feuerstoß abgebe, nichts wie die Ladung abziehen, ran und drauf mit dem Ding!“

Die Männer nickten, doch an ihren bleichen Gesichtern erkannte man die innere Anspannung. Sie schraubten die Kappen von den Stielhandgranaten, nachdem sie sich im Straßengraben verteilt hatten.

Näher und näher rasseln die leichten Panzerwagen. Als sie noch knapp

40 Meter von den ersten Grenadiern entfernt sind, setzt oben von der Hügelkuppe das MG-Feuer der Gruppe Herms ein.

Die Panzer stoppen und verharren einen Moment. Die MG-Kugeln konnten ihnen bei ihrer Panzerung zwar nicht viel anhaben, doch das feindliche MG-Feuer störte sie anscheinend dennoch. Ihre Türme schwenken herum, und die Maschinengewehre eröffnen augenblicklich das Feuer.

Die Panzergrenadiere arbeiten sich im Straßengraben schnell und ungesehen näher an die Panzer heran. Nur wenige Meter von den britischen Kleinkampfpanzern entfernt, schmiegen sie sich in den Straßengraben. Als das Feuer für einen Moment aussetzt, hebt Mertens seine MPi, gibt einen kurzen Feuerstoß ab und brüllt:

„Angriff, Männer!“

Fast gleichzeitig springen die Panzergrenadiere auf, erreichen die Panzer, ziehen die geballten Ladungen ab, zögern einen Moment, schleudern sie dann auf die Kampfwagen und hasten in Deckung zurück.

Sekunden später flammt und dröhnt es auf. Der Nachthimmel wird plötzlich von glühendrotem Flammenschein erhellt, und fünf Panzer stehen funkensprühend auf der Straße. Das brennende Benzin ergießt sich in die Schießscharten oder offenen Turmluks und setzt die Munition in Brand. Zwei Panzer explodieren, Splitter surren umher und finden ihre Opfer unter zwei Panzerbesatzungen, die aussteigen wollten, um dieser Feuerhölle zu entkommen. In Brand gesetztes Benzin läuft aber

auch über die Straße, rinnt in den Chausseegraben, entzündet das trockene Gras und bringt nun die Grenadiere ebenfalls in Gefahr.

„Auf ... rüber in den anderen Graben!“ brüllt Mertens, springt als erster auf und hetzt geduckt über die Straße. Beim Laufen hört er, daß drüben auf der Hügelkuppe das MG-Feuer eingestellt wird. Die Gruppe Herms hat ihre Schuldigkeit getan und verläßt jetzt ihre Stellung.

Kaum liegt Mertens wieder im Graben, als eine schmetternde Explosion den dritten Panzer zerfetzt. Vorsichtig den Kopf hebend, sieht er, wie Herms mit seinen Männern angerannt kommt; sie schleppen einen Mann mit sich. Keuchend und nach Luft ringend, wirft sich Herms neben Mertens auf den Boden.

„Hügink hat es schwer erwischt!“ berichtet er. „Bauchschuß!“

„Wir nehmen ihn mit ... bringt ihn zu den Fahrzeugen ... los, weg von hier! Wenn die über Funk noch 'ne Meldung machen konnten, tanzen hier bald dickere Brocken an!“

Zusammen gehen sie näher an die brennenden Fahrzeuge heran.

„Da ist nichts mehr zu retten“, stellt Leutnant Gloske fest und wendet sich schauernd ab. „Vergessen Sie nicht, das verabredete Signal zu geben ... einmal rot!“

„Sicher ... ich denke dran, Herr Leutnant“, nickt Mertens und schluckt einige Male. „Los, weg von hier! Die SPW kommen gleich, macht euch klar zum Abrücken!“ befiehlt er dann und schießt das verabredete Leuchtzeichen ab.

Kurz darauf kommen die beiden SPW kettenrasselnd angebrummt

und halten auf dem freien Feld neben der Straße. Es bedurfte keines Befehls mehr. In wenigen Minuten sitzen die Männer auf den beiden Schützenpanzerwagen, und Mertens gibt als Marschrichtung eine Querfeldeinroute nach Nordwesten an. Der Feuerschein war sicher kilometerweit zu sehen. Und wenn es den Panzern vielleicht doch noch gelungen war, einen Funkspruch abzugeben, dann tauchten hier sicher bald stärkere Truppenverbände auf. Trotz des Erfolges wollte bei den Panzergrenadieren keine Siegesfreude aufkommen. Sie hatten einen Schwer- und zwei Leichtverwundete zu beklagen.

Mertens sitzt mit Leutnant Gloske etwas beengt im Führerhaus des SPW und fragte den Fahrer:

„Wie weit reicht unser Saft?“

„Der Tank ist fast voll, zudem habe ich noch rund 400 Liter Reserve mit.“

„Damit können wir ja bis Rom fahren!“ wirft Leutnant Gloske ein.

„Das wäre schön, Herr Leutnant, aber im Gelände schluckt die Karre allerhand. Wir müßten auf die Straße kommen, da verbrauchen wir nicht so viel Sprit. – Übrigens, versuchen wir's halt mal. Da drüben hinter dem kleinen Hügel geht es wieder auf die Straße, dort hältst du mal kurz an!“ befiehlt Mertens.

„Gut ... aber wozu? Wollen wir nicht lieber abhauen?“

„Schon richtig, aber wir müssen erst noch einmal nach den Verwundeten sehen. Ich bin auch froh, wenn wir die Gegend weit genug hinter uns haben.“

Als sie kurz darauf halten, küm-

mern sich Gloske und Mertens um die Verwundeten, während ein paar Männer die Balkenkreuze auf den SPW verschmieren, damit man sie nicht schon von weitem erkennen kann.

Danach geht es weiter. Die Gegend wird bergiger, und sie durchfahren eine schmale Schlucht. Links und rechts ragen massive Felswände in den Nachthimmel. Die beiden SPW kommen nur langsam vorwärts, der Boden in der engen Schlucht ist morastig.

Mertens läßt halten und geht zusammen mit Berends vor dem ersten SPW her, der im Schrittempo folgt. Der Feldweibel hat die Befürchtung, daß die schweren SPW mit den Motorwannen aufsetzen könnten, und dann wäre es ganz aus.

Durch das langsame Fahren verirrt mehr Zeit, als eingeplant war. Nach kurzem Überlegen läßt Mertens die beiden SPW in ein Gestrüpp einbrechen und befiehlt eine kurze Pause.

„Ich brauche noch zwei Mann zur Erkundung. Wir müssen wissen, wohin der Weg führt. Sonst stehen wir morgen am hellen Tag in der Gegend rum und wissen nicht mehr weiter.“

Hermes und Wust melden sich. Es dauert lange, bis sie die Höhe des Schluchtrandes erreicht haben. Schwer atmend schauen sie sich um. Im Westen sehen sie das Meer herüberleuchten. Wust deutet nach vorn:

„Seht mal da ... das ist so was wie ein Steinbruch! Und da kann man ein paar Hütten erkennen!“

„Verdammt ... die Häuser sind an-

scheinend bewohnt ... in dem einen brennt Licht. Und da ... rechts neben dem ersten Steinhaus, das sieht doch aus wie ein deutscher Sanka. Verdammt, wenn man es nur deutlicher erkennen könnte.“ In Mertens' Stimme klang Nervosität mit. „Mein Vorschlag: Wir gehen wieder nach unten, futtern was, und in der Morgendämmerung sehen wir uns das genauer an.“

„Klar“, nickt Hermes, „im Finstern kommen wir nicht weit, wir wollen ja sehen, wohin wir latschen.“

Wieder unten bei den beiden SPW angekommen, sind sie fix und fertig. Nach einer Pause berichtet Mertens, was sie oben entdeckt hatten. Die Wachen werden eingeteilt, und die Posten bekommen den Auftrag, Mertens, Leutnant Gloske und den Gefreiten Berends vor Tagesanbruch zu wecken.

Nach ein paar Stunden Schlaf brauchen die Männer vom Zug Mertens auf, um über einen bewaldeten Berghang den Steinbruch anzugehen. Die Spitze hielt Feldweibel Mertens, gefolgt von Leutnant Gloske, dem Gefreiten Berends und dem Obergefreiten Hermes.

Sie waren etwa einen Kilometer unterwegs, als Mertens plötzlich stehenblieb und den anderen durch ein Handzeichen bedeutete, in Deckung zu gehen. Buchstäblich in letzter Sekunde hatte er vor sich den aufglühenden Punkt erkannt. Da stand jemand und rauchte eine Zigarette. Mertens deutete nach vorn, als Leutnant Gloske und der Gefreite Berends neben ihm auftauchten.

„Ein Posten ... er steht am Eingang zum Steinbruch!“ flüsterte er.

Der Feldwebel sah sich um. Es mußte ihm gelingen, ungesehen und ungehört an den Mann heranzukommen; erst dann war der Weg in den Steinbruch frei.

Sie preßten sich noch tiefer in den Schatten des niedrigen Buschwerks, als Schritte zu hören waren und ein zweiter Mann auftauchte. Die beiden unterhielten sich leise, während sie rauchten.

Die Wachen waren so in ihr Gespräch vertieft, daß sie die näher huschenden Schatten erst im letzten Moment erkannten. Der Gefreite Berends hatte Schwierigkeiten mit dem Mann, den er ausschalten sollte, denn dieser war unheimlich zäh. Erst Feldwebel Mertens konnte die Lage klären und Berends aus seiner unangenehmen Situation befreien.

„Verdammt ... das war nahe dran. Der hätte mir glatt den Kopf abgerissen!“ keuchte Berends und richtete sich mühsam wieder auf. Er musterte den reglosen Mann neben sich, der eine italienische Uniform trug. Entweder war er ein Deserteur oder einer von denen, die sich auf die Seite der Widerstandsgruppen geschlagen hatten, nachdem der Krieg für Italien beendet war. Der andere war ein Zivilist.

Im Steinbruch war der Lärm nicht unbemerkt geblieben. Mertens beobachtete, wie aus einer der Hütten einige Gestalten auftauchten. Blitzschnell riß er die Maschinenpistole hoch und rannte die Fahrstraße hinab. Er war sich darüber klar, daß sie auf ein Partisanennest gestoßen waren. Im Laufen jagte er einen kurzen

Feuerstoß hinaus, sah einige Männer taumeln und zusammenbrechen. Hinter sich hörte er das Trappeln von Füßen und das Feuer eines eigenen Maschinengewehrs. Leutnant Gloske und Berends warfen sich jetzt neben ihn, während die Partisanen das Feuer erwiderten. Geschosse schlugen durch die Büsche und knallten gegen die Felswände, um als gefährliche Querschläger durch die Luft zu jaulen.

„Herms ... versuch mit ein paar Mann, sie von der Flanke zu kriegen. Wir geben dir Feuerschutz!“ brüllte Mertens durch den Gefechtslärm.

Bei der Gruppe Herms brach der Gefreite Zwerrens mit einem Aufschrei zusammen, wälzte sich schreiend hin und her, bis er stumm liegenblieb. Kurz darauf ratterten Schüsse von der Gruppe Herms dem Gegner in die Flanke. Einige der Angegriffenen verschwanden im Hintergrund des Steinbruchs. Sie schleppten einen Mann mit sich, der stark humpelte.

„Laßt sie nicht entkommen!“ schrie Mertens. Er schoß in die Gruppe und sah, wie einer der Fliehenden taumelte, aber noch hinter der Hausecke verschwand.

Als die mörderische Schießerei zu Ende war, standen neun Partisanen, darunter zwei Mädchen, mit erhobenen Händen an der Wand der aus Steinen zusammengesetzten Hütte. Auf ihren Gesichtern stand noch der Schrecken der letzten Minuten.

Gloske machte den Dolmetscher. Sein Blick glitt über die Partisanen, ehe er einen älteren Mann ansprach.

„Wo ist euer Chef? Und wo ist euer Waffenversteck?“

Er bemerkte den schnellen Blick, den der Alte mit einem der beiden Mädchen wechselte.

„Wir haben keinen Chef ... und auch keine Waffen mehr!“ erwiderte der Mann, während die Grenadiere die anderen Hütten durchsuchten.

„Wie viele seid ihr hier?“ fuhr Gloske fort.

Der Mann vor ihm zuckte die Schultern, deutete auf die sechs Toten, die vor der Hütte lagen, und die drei Stöhnenden, die an der Hüttenwand hockten.

„Das sind alle!“

Drüben in einer der anderen Hütten peitschte plötzlich ein Schuß. Kurz darauf folgte ein kurzer Feuerstoß aus einer MPi. Leutnant Gloske fuhr herum. Er sah, wie Herms einen Mann stützte, der sich die Hände vor den Bauch hielt.

„Was ist los, zum Teufel?“ brüllte Mertens hinter einer Hausecke hervor.

Herms deutete auf den Obergefreiten Schulz, der wimmernd am Boden lag.

„Da drinnen liegen vier Verwundete. Einer hat geschossen, als wir in die Bude kamen ... Schulz hat es schwer erwischt! Becker und Wutke sind noch drin, sie suchen die anderen nach Waffen ab.“

Mertens beugte sich über den zusammengekrümmt daliegenden Kameraden. Aus weit aufgerissenen Augen starrte ihn der Obergefreite an. Sein Gesicht war kalkweiß. Was Mertens sah, ließ ihn bleich werden: ein Magenschuß! Und das in ihrer Lage!

„Sehen Sie mal hier, Feldwebel ... da hinten geht's in einen Stollen“,

rief ein Grenadier, der die Umgebung abgesucht hatte. Mertens blickte auf, und da fielen ihm die Männer ein, die hinter dem Haus verschwunden waren.

„Das sehen wir uns später an. Erst müssen wir uns mal um Schulz kümmern. Los, helft mir, wir bringen ihn in die Hütte!“

Die Partisanen mußten sich mit dem Gesicht zur Hüttenwand stellen und wurden von zwei Soldaten bewacht. Mertens und Gloske gingen in die Hütte, in der die verwundeten Partisanen lagen.

Der Grenadier Müller drehte den Kopf, als die beiden eintraten, und deutete dann auf die drei Verwundeten, die auf einem Strohlager hockten und die beiden Deutschen finster musterten. Ein vierter lag stumm am äußersten Ende. MPi-Kugeln hatten ihm die Brust zerrissen. Es war der Mann, der Schulz angeschossen hatte.

Einer der Verwundeten zischte einen englischen Fluch und spuckte Mertens an.

„Heh, was haben wir denn da, Tommys?“ mischte sich Leutnant Gloske erstaunt ein und redete den Mann auf englisch an. Doch der schwieg jetzt verbissen.

Die Aufklärung erhielten sie knapp zehn Minuten später, als Stabsarzt Dr. Vollmann und drei Sanitäter in der letzten Hütte gefunden wurden. Der Stabsarzt und seine Männer waren – wie sie erzählten – schon vor zwei Wochen in die Hände der Partisanen gefallen, die sie zum Versorgen ihrer Verwundeten brauchten. Dr. Vollmann berichtete, daß noch zwei Amerikaner und zwei Engländer so-

wie zwei wichtige Partisanenführer entkommen sein mußten. Oberfeldwebel Petschke, einer der Sanitäter, kochte vor Wut:

„Was geschieht jetzt mit den Partisanen?“

„Wir jagen Waffen und Munition in die Luft, die Partisanen müssen wir laufenlassen!“ erwiderte Mertens und sah Dr. Vollmann nach, der zusammen mit Leutnant Gloske in die Hütte ging, in der Schulz lag.

„Und die drei Verwundeten? Sollen wir die etwa mitschleppen ... oder hier zurücklassen?“

„Es sind Kriegsgefangene! Du als Sani müßtest das doch wissen, oder?“ sagte Mertens.

„Wenn's nach mir ginge, würde ich mit ihnen kurzen Prozeß machen“, knurrte der Oberfeldwebel. „Unsere beiden Fahrer haben sie ohne Erbarmen abgeknallt. Nur uns Sanis haben sie am Leben gelassen, weil sie uns brauchten.“

„Ich bin kein Schlächter“, stellte Mertens fest. „Und ich werde jedenfalls nicht zulassen, daß man die Partisanen einfach umlegt ... genauso wenig wie die Engländer.“ Er wurde unterbrochen, als einer der Sanis neben ihm auftauchte und sich an Oberfeldwebel Petschke wandte:

„Sie möchten sofort zum Stabsarzt kommen ... er muß einen Magenschuß versorgen.“

„Gut, ich komme!“ Der stämmige Oberfeldwebel warf Mertens noch einen kurzen Blick zu und verschwand dann. Da erinnerte sich Mertens daran, daß er sich den Stollen ansehen wollte. Er ermahnte den Grenadier, der die Verwundeten bewachte, zu größter Wachsamkeit.

„Die Burschen da sind mit allen Wassern gewaschen“, sagte er, ehe er hinausging.

„Unmöglich, daß da jemand weiterkommt“, meinte Mertens etwa zehn Minuten später zu Herms, als sie vor dem tiefer gelegenen Stollen standen. Im Licht von Fackeln aus einer der Hütten sahen sie die dunkle, drohende Wasserfläche.

„Aber, verdammt ... die sind doch hier reingelaufen!“ entgegnete Berends. „Das haben Sie doch genauso gesehen wie ich, oder?“

„Wir haben nur gesehen, daß sie hinter dieser Hütte verschwanden, Berends. Außerdem haben die sicher noch einen anderen Notausgang. Aber hier könnte niemand verschwinden. Der Gang fällt immer mehr, folglich steigt das Wasser auch immer höher! Nein, da käme keiner weit. Kommt, wir gehen wieder zurück!“

Als hinter ihnen der dunkle Stolleneingang zurückblieb, ahnte Feldwebel Mertens nicht, daß nur knapp 50 Meter weiter auf einem schmalen Vorsprung sechs Männer standen, denen das Wasser bis zum Kinn reichte. Sie hatten die Worte der Deutschen sicherlich gehört und atmeten wohl verständlicherweise auf, als die leiser werdenden Stimmen ganz verstummten.

Zwei Stunden vergingen noch, bis die eigenen Verwundeten versorgt und zusammen mit den vier verwundeten Engländern verladen waren. Hinter den Grenadieren blieben die brennenden Hütten sowie neun Partisanen mit sechs Toten und drei Ver-

wundeten zurück. Mertens hatte die Funkgeräte zerstören lassen; Waffen, Sprengstoff und Munition waren ebenfalls vernichtet und unbrauchbar gemacht worden.

Niemand wußte etwas von den Männern, die noch im überfluteten Stollen hockten und nach dem Abzug der Deutschen von den anderen herausgeholt wurden. In derselben Nacht, in der sich die beiden SPW der Grenadiere und der Wagen der Sanitäter weiter nach Norden absetzten, wurden die Verwundeten, unter ihnen Lieutenant Barrymore und Master Sergeant McClure, auf einigen Handkarren und Maultierwagen nach Süden gebracht (wie aus britischen Dokumentationen hervorgeht).

Einen Tag später erreichten sie deutsche Stellungen und hielten hinter einigen zerschossenen Häusern. Ein kleiner Wimpel wies den Weg zu einem Bataillonsgefechtsstand.

Zwischen den Trümmern tauchte unerwartet ein Hauptmann auf und blickte etwas fassungslos zu den Wagen hinauf.

Mertens sprang ab und machte Meldung: „Feldwebel Mertens von der zwoten Kompanie, viertes Bataillon, Panzergrenadierregiment zwo mit vierundzwanzig Mann und vier Gefangenen als Nachhut zur Stelle.“

„Danke, Feldwebel! Ich bin Hauptmann Bähneke. Schön, daß Sie und Ihre Männer es geschafft haben. Ich liege hier mit dem Rest meiner Kompanie und decke Pioniere, die die Eisenbahnbrücke in die Luft ja-

gen sollen.“ Er deutete nach hinten, wo man eine Brücke erkennen konnte.

Leutnant Gloske kam jetzt an. Er stellte sich vor. Der Hauptmann reichte ihm die Hand und meinte dann, es sei wohl das beste, wenn sie für die nähere Zukunft zusammenbleiben würden.

Mertens unterrichtete die Männer davon, und es schien keiner etwas dagegen zu haben. Den Grenadiern war es schon lange gleichgültig, welche Überraschungen das Schicksal noch für sie parat hatte.

Während die beiden SPW in Deckung fuhren, kam ein junger Pionierleutnant und meldete, daß die Sprengung vorbereitet sei.

Etwa zehn Minuten später zerriß ein gewaltiger Donnerschlag die einbrechende Dämmerung. Die Eisenbahnbrücke wurde an beiden Enden aus ihren Lagern gehoben und brach in sich zusammen.

Nach einer weiteren halben Stunde machten sie sich auf den Weg nach Norden. Die letzten Fahrzeuge waren gerade in der einbrechenden Nacht verschwunden, da schlugen in den verlassenen Stellungen britische Granaten ein. Zu spät! Sie richteten keinen Schaden mehr an ...

Erst gegen Mittag machten sie Rast. Aus dem Radio erfuhren sie, daß die alliierten Truppen im Begriff standen, ganz Kalabrien zu besetzen. Im Raum von Salerno waren immer noch erbitterte Kämpfe im Gange.

„So ein Mist ... jetzt wird's für uns beschissen!“ stellte Mertens fest.

„Wir kommen schon durch“, erwiderte Leutnant Gloske. „So schnell lassen wir uns nicht abschlagen. Ich

glaube, daß Hauptmann Bähnke derselben Ansicht ist. Wir haben noch genug Sprit, um bis zu den eigenen Verbänden zu kommen.“

„Da muß ich Sie enttäuschen, Herr Leutnant“, sagte Mertens, „wir haben noch für etwa achtzig Kilometer Sprit, dann ist der Ofen aus. Bei den anderen Fahrzeugen ist es nicht besser. Fragen Sie Hauptmann Bähnke, er wird es Ihnen bestätigen.“

Es war so, wie Mertens gesagt hatte. Die Fahrzeuge von Hauptmann Bähnke hatten nur noch für rund 50 Kilometer Treibstoff.

„Ich schlage vor, wir enttanken die Hälfte unserer Fahrzeuge, lassen die entbehrlichen Geräte zurück und sprengen die leergetankten Fahrzeuge in die Luft“, schlug Hauptmann Bähnke vor. „Mit dem gewonnenen Sprit kommen wir dann entschieden weiter.“

„Da Sie der Dienstälteste hier sind, übernehmen Sie dafür doch sicher auch die Verantwortung, Herr Hauptmann?“ fragte Mertens sicherheitshalber.

„Selbstverständlich, Feldwebel. Zudem werden wir Ihre beiden SPW und den Sanka behalten. Für alles andere zeichne ich verantwortlich.“

„Gut, dann wollen wir uns gleich an die Arbeit machen.“

Nachdem umgetankt und verladen war, blieben mit den beiden SPW und dem Sanka insgesamt sechs Fahrzeuge übrig. Es wurde natürlich mehr als eng, doch die Soldaten fanden sich sehr schnell damit ab. Schlecht gefahren war immer noch besser als gut gelaufen.

Gegen Abend standen sie an einem breiten Fluß. Als sich herausstellte,

daß es für die Fahrzeuge keine Möglichkeit des Hinüberkommens gab, sagte Hauptmann Bähnke:

„Also, meine Herren, da hilft alles nichts, wir müssen mit den drei Schlauchbooten der Pioniere hinüber, Fahrzeuge und andere Klamotten bleiben zurück. Die Verwundeten werden als erste hinübergebracht. Wir haben Glück, daß es bald Nacht wird. Also los, Schlauchboote aufblasen und Sachen verladen. Am wichtigsten sind Waffen und Munition, alles andere bleibt, bis auf die Notverpflegung, auf den Fahrzeugen zurück. Unsere Pioniere machen die Fahrzeuge klar zum Sprengen.“

Die Soldaten sahen sich betreten an, doch dann machten sie sich schweigend an die Arbeit.

Fünfmal mußten sie das kalte Wasser durchqueren, bis endlich alles am anderen Ufer war. Die Verwundeten wurden auf Tragen in der schweigenden Marschkolonne transportiert.

Im Morgengrauen stießen sie auf ein Dorf, in dem lebhafter Betrieb herrschte. Am Rand der Ortschaft verbargen sie sich in einem Maisfeld, und Hauptmann Bähnke beobachtete durch sein Glas.

„Männer, ich glaube, wir haben's geschafft! Das sind Deutsche da drüben, soviel ich erkennen kann.“

„Gott sei Dank! Dann sind wir endlich in Sicherheit und haben unsere Irrfahrt beendet“, meinte Leutnant Gloske, dem der stundenlange Fußmarsch auch nicht sonderlich geschmeckt hatte. Bähnke betrachtete immer noch aufmerksam die Straße. Erst als er deutlich sichtbar die Balkenkreuze an den Panzern erkannte, befahl er den Weitermarsch.

In dem Dorf lag eine durch Panzer unterstützte deutsche Einsatzabteilung unter Führung eines Oberstleutnants. Hauptmann Bähnke meldete sich bei ihm, und auf die Frage des Oberstleutnants, was er hier suche, erwiderte ihm Hauptmann Bähnke, daß er sich auftragsgemäß nach Norden absetze und seine Division suche.

„Und wo steht Ihre Division jetzt?“ erkundigte sich Oberstleutnant Werners.

„Ich weiß es nicht, Herr Oberstleutnant.“

„Sie steht im Raum östlich von Battipaglia.“

„Das ist aber ein verdammt langer Weg bis dahin, und das noch zu Fuß!“

„Sie sehen zu schwarz, Herr Bähnke. Schauen Sie meinen Haufen an. Das ist beileibe keine große Streitmacht mit drei Sturmgeschützen, vier Panzern, einem Vierlings-Flak-Zug, zwei schweren Granatwerfergruppen, zwei Kompanien Panzergrenadieren und zwei Pionierzügen. Jetzt kommen noch Ihre Männer dazu. Alles in allem ein kleiner Verband, aber stark genug, um einem Gegner Respekt abzunötigen. Es wäre ja gelacht, wenn wir das nicht schaffen würden!“

Keine drei Stunden später setzt sich die Kolonne in Marsch. Die Panzergrenadiere vom Zug Mertens sind zwar nicht besonders erbaut darüber, daß sie wieder einem anderen Verein angegliedert wurden, doch jetzt ist dieser Haufen wenigstens wesentlich stärker. Außerdem sind

sie von der Hoffnung beseelt, daß es nicht mehr lange dauern wird, bis sie endlich wieder bei ihrer Stamm-Einheit sein werden.

Auf der Straße Policastro-Castellamare wartet aber schon eine böse Überraschung auf sie. Zunächst führen sie durch einen kleinen Ort, der in seiner Stille fast unheimlich wirkte, und erreichten sodann die breite Straße nach Norden.

Auf den Fahrzeugen atmen die Männer schon erleichtert auf. Wenn es bis hier gutging, konnte nicht mehr allzuviel passieren: Doch da erschüttert ein Donnerschlag die Luft, und mit ohrenbetäubendem Krach explodiert eine schwere Granate genau mitten zwischen den Fahrzeugen.

Oberstleutnant Werners im Spitzenpanzer fährt erschrocken hoch und schiebt sich aus dem Luk. Was er noch gesehen haben mochte, waren Explosionsblitze, die zwischen den Fahrzeugen hochstiegen, dann tauchte die Welt für ihn in einem brodelnden Feuerorkan unter.

„Runter ... nichts wie weg!“ brüllt Feldwebel Mertens und springt über die Seitenplanke des LKW. Knapp hinter ihm landet Leutnant Gloske auf der Straße. Sie werden von der Druckwelle einer heftigen Explosion erfaßt und in eine Hecke am Straßenrand geschleudert.

Als Mertens wieder klar denken kann, sieht er Gloske neben sich liegen, der ebenfalls versucht, einen ungefähren Überblick zu bekommen. Erschüttert verfolgen sie das grausige Inferno auf der Straße. Links neben Mertens liegt der Fahrer des LKW; ein Splitter hatte ihm den hal-

ben Kopf weggerissen. Der Anblick des Geschehens auf der Straße ist auch nicht besser: lodernde Flammen, genährt von explodierenden Tanks und Munition. Fette Rauchschwaden ziehen über die Fahrbahn und verhüllen das Drama.

„Los, komm ... laß uns verschwinden!“ keucht Gloske und reißt Mertens hoch.

Sie rennen durch einen Garten, zwängen sich durch einen Zaun, und Mertens spürt, wie ihm irgend etwas außer der Uniform noch ein Stück Fleisch zerreißt. Hinter ihnen hämmert Granate um Granate in die brennende Kolonne aus Panzern und Fahrzeugen.

Mertens und Gloske hasten zum westlichen Rand des kleinen Orts. Sie überspringen Hecken und Zäune, klettern über Mauern, durchqueren Gräben und Äcker und werden immer wieder von Erd- und Steinbrocken überschüttet.

Am Dorfrand bleiben sie im Straßengraben liegen und ringen keuchend nach Luft. Ihre Uniformen sind verdreckt und zerrissen. Leutnant Gloske rinnt Blut aus einer Platzwunde über der rechten Augenbraue.

„Zum Teufel mit dem ganzen Mist! Bis hierher hat's hingehauen, und dann sind wir wie die Idioten in die Falle gefahren“, flucht Mertens.

„Genau ... und es bleibt uns jetzt wohl nichts weiter übrig, als abzu-hauen, wenn wir nicht kassiert werden wollen“, stellt Gloske atemlos fest.

Sie heben die Köpfe, als sie das stetig näher kommende Brummen eines Fahrzeugmotors hören. Ein Opel

„Blitz“⁴³³ kommt angefegt, als säße ihm eine ganze Armee im Nacken. Es ist ein Wagen von der Einheit des Oberstleutnants Werner!

Vom Rand der Straße aus winken die beiden Männer dem Fahrer zu. Der Wagen bremst, bleibt mit quietschenden Reifen stehen, und aus dem Führerhaus steigt eine in einer zertetzten Uniform steckende Gestalt.

„Mensch ... du lebst? Und Leutnant Gloske!“ röhrt der Mann mit dem verdreckten Gesicht. Es gehört zu dem Obergefreiten Max Herms. Sie umarmen sich, als hätten sie sich jahrelang nicht gesehen.

Danach erzählt Herms, wie er der Feuerhölle entkommen war. Zunächst hatte er sich erst einmal vom Zentrum des Beschusses entfernt. Später war er dann auf den Wagen gestoßen, der zwar arg von Splittern durchsiebt, aber noch fahrbereit war. Von der Einsatzgruppe war nach den Beobachtungen des Obergefreiten nicht mehr allzuviel übriggeblieben.

Der Lastwagen brachte die Männer nach Vormo, das sie mit den letzten Litern Sprit erreichten. In der Stadt wimmelte es von Soldaten aller Waffengattungen, doch es gelang ihnen nicht, Einheiten der 26. Panzerdivision zu finden. Als sie sich nach zwei Stunden nutzlosen Herumtrödelns am Wagen wiedertrafen, füllte Herms gerade zwei Kanister Benzin nach. „Organisiert“, wie er trocken erklärte.

Sie waren kaum ein paar hundert Meter gefahren, als die Sirenen losheulten: Fliegeralarm! Da sie sich

in der Nähe des schon arg zerstörten Bahnhofs befanden, war es mehr als ratsam, einen Keller aufzusuchen. So verschwanden sie im ersten besten Haus an der Straße. Als Mertens die dünne Kellerdecke betrachtete, erschrak er. Wenn hier eine Bombe in der Nähe fiel, begrub sie alles unter sich.

„Mann, hier hocken wir in einem Keller, der einen Dreck wert ist!“ sagte er zu den anderen. „Das ...“

Ein schmetternder Schlag über-tönte seine nächsten Worte. Mertens wurde gegen die Wand geschleudert, dann schoß ein brennender Schmerz von den Beinen aufwärts durch seinen Körper, und es wurde Nacht um ihn.

Er sah nicht mehr, daß die Decke über ihm zusammenbrach und ihn unter sich begrub.

Hermes und Leutnant Gloske wühlten ihn wieder heraus. Immer noch dröhnten Bomber und Jabos über den Ort. Irgendwo in der Nähe feuerte eine einsame deutsche Flak.

„Kommen Sie, Herr Leutnant, wir bringen ihn zum Verbandsplatz ... da, dem Schild nach!“ stieß Hermes hervor.

Sie taten es und trugen den aus vielen Wunden blutenden Kameraden zu einem Haus, in dessen Keller ein Verbandsplatz eingerichtet war.

Nachdem einer der Ärzte eine kurze Untersuchung vorgenommen hatte, wurde Mertens in einen Sanka verladen. Er kam noch einmal zu sich und sah die beiden vertrauten Gesichter vor sich, doch er war nicht mehr in der Lage, etwas zu sagen.

ENDE

Anmerkungen

- 1) Britischer Geheimdienst
- 2) Office of Strategic Services. Nachrichtendienst der USA von 1942 bis 1945. Vorläufer des CIA
- 3) Die Namen von Personen der Zeitgeschichte sind authentisch, alle anderen geändert
- 4) Spitzname für deutsche Soldaten, der auf die banale Annahme zurückzuführen ist, die Deutschen würden sich hauptsächlich von Sauerkraut ernähren
- 5) Spitzname für Deutsche
- 6) Bernard Montgomery (1887–1976), britischer Feldmarschall
- 7) Spitzname für britische Soldaten
- 8) Landserausdruck für Obergefreiter
- 9) Landserausdruck für jemanden, der das Ritterkreuz erwerben möchte
- 10) Jagdbomber
- 11) Feuer einstellen!
- 12) Maschinenpistole
- 13) Landserausdruck für Sanitäter
- 14) Kompaniefeldwebel, für den inneren Dienst einer Kompanie verantwortlich, meist im Rang eines Hauptfeldwebels
- 15) Reserveoffizier-Anwärter
- 16) Als Oberbefehlshaber der Wehrmacht erneuerte Adolf Hitler am 1. September 1939 die Stiftung des Eisernen Kreuzes, dessen höchste Klasse das Ritterkreuz war
- 17) legendäre deutsche Pistole im Kaliber 9 mm Parabellum und einem Stangenmagazin mit 8 Patronen; die „08“ wurde bis 1942 produziert
- 18) saloppe Bezeichnung für Artillerie
- 19) Hauptkampflinie
- 20) Hauptverbandsplatz
- 21) Abkürzung für Panzerabwehrkanone
- 22) Sanitätskraftwagen
- 23) mittelschwerer US-Standard-Panzer, je nach Ausführung 28,8–33,6 t, 7,5–10,5-cm-Kanone, 5 Mann Besatzung
- 24) Kurzform für Amerikaner
- 25) italienische Bezeichnung für „Führer“
- 26) Benito Mussolini (1883–1945), italienischer Politiker und Duce („Führer“), 1943 gestürzt und gefangengesetzt. Von den Deutschen befreit, wurde er 1945 auf der Flucht von Partisanen gefaßt und erschossen
- 27) Dwight D. Eisenhower (1890–1969), US-General und Politiker

- 28) Heinrich von Vietinghoff, genannt Scheel (1887–1952): General der Panzertruppe. Zuletzt im Rang eines Generaloberst
- 29) Abkürzung für „Special Air Service“. Spezialeinheit der britischen Armee, die 1941 von Lieutenant Colonel David Stirling ins Leben gerufen wurde und weltweit operiert
- 30) Schützenpanzerwagen, Halbkettenfahrzeug
- 31) damals gängiger Jargonausdruck für Italiener
- 32) 5–7 zu einem Bündel zusammengefügte Stielhandgranaten; zwischen Laufrollen und Kette oder Turm und Wanne platziert, waren solche „geballten Ladungen“ eine wirksame Waffe gegen Panzer
- 33) von den 1930er Jahren bis in die 1970er Jahre Bezeichnung für mehrere mittelschwere und leichte LKW-Bau-reihen der Adam Opel AG. Der Name der Modellreihe lieferte auch die Vorlage für das Opel-Logo

Titelbild: „Tiger“ I und „Panther“ im Kampf (Artists Impression Lutz Stiehler)

Verehrte Leser:

Am Dienstag, 5. Februar 2013, erscheint der *LANDSER* 2863 unter dem Titel

Auf verlorenem Posten

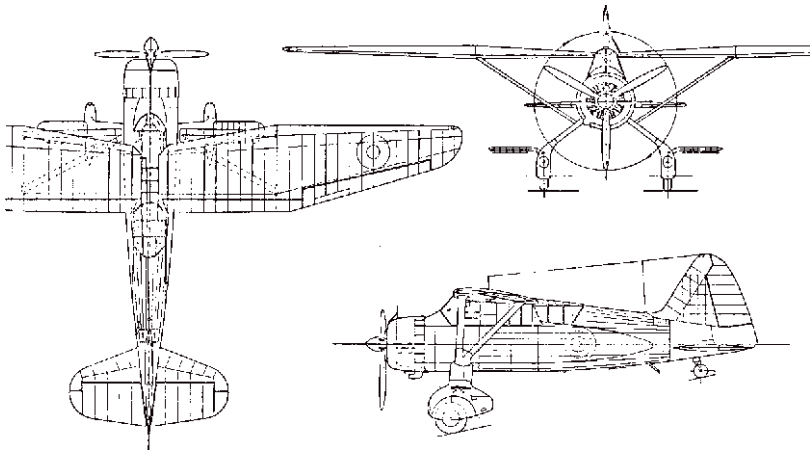
Herbst 1941 – Die Ostfront versinkt im Schlamm – Trotzdem stürmt die Wehrmacht weiter – Der Abnutzungskrieg beginnt sich abzuzeichnen. Autor: **A. George**.

**DER LANDSER erhalten Sie jetzt auch als ePaper und eBook:
EPUB-Format im Amazon-Kindle-Shop, Apple iBook-Store sowie bei den
meisten Online-Buchhändlern (z. B. Buch.de, Buecher.de, Libri.de, Thalia.de
und bei vielen anderen). PDF-Format unter www.landser.de**

DER LANDSER erscheint wöchentlich in der Pabel-Moewig Verlag GmbH, 76437 Rastatt, Telefon (07222) 13-0. Chefredaktion: Dr. Guntram Schulze-Wegener (V.i.S.d.P.), Redaktion: Alexander Losert M.A. Redaktionsanschrift: Redaktion Militärgeschichte. Internet-Adresse: www.landser.de; E-Mail-Adresse: landser@vpm.de. Druck: VPM Druck KG, Karlsruher Straße 31, 76437 Rastatt, www.vpm-druck.de. Vertrieb: VU Verlagsunion KG, 65396 Walluf, Postfach 5707, 65047 Wiesbaden, Tel.: 06123/620-0. Anzeigenleitung: Pabel-Moewig Verlag GmbH, 76437 Rastatt. Anzeigenleiter und verantwortlich: Rainer Groß. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 21. Alleinvertrieb und Auslieferung in Österreich: Pressegroßvertrieb Salzburg Gesellschaft m.b.H., Niederalm 300, A-5081 Anif. Nachdruck, auch auszugsweise, sowie gewerbsmäßige Weiterverbreitung in Leserkreisen nur mit vorheriger Zustimmung des Verlages. Für unverlangte Manuskript-einsendungen wird keine Gewähr übernommen. Printed in Germany, Januar 2013

Einzelheft-Nachbestellungen richten Sie bitte an: Ulisses Spiele GmbH, Industriestraße 11, 65529 Waldems-Steinfischbach, Telefon: 0 60 87 / 9 88 70 40, Fax: 0 60 87 / 9 88 70 08, E-Mail: bestellservice@ulisses-spiele.de. Lieferung erfolgt per Bankeinzug (Bankverbindung nennen) zzgl. 3,90 € Versand, Ausland 6,90 € oder per Nachnahme (7,50 € Versand + Zahlkartengebühr). Abonnement: **DER LANDSER** Abonnementsbetreuung, z. Hd. Frau Stegmaier, Heuriedweg 19, 88131 Lindau, Telefon 0 18 05 / 26 01 27 (0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.), Fax: 0 18 05 / 26 01 28 (0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.), E-Mail: VPM@Guell.de. Jahresbezugspreis (52 Ausgaben) inkl. Porto- und Zustellkosten Deutschland: € 114,40; Österreich: € 127,40. Kündigung jederzeit möglich.

Westland „Lysander“

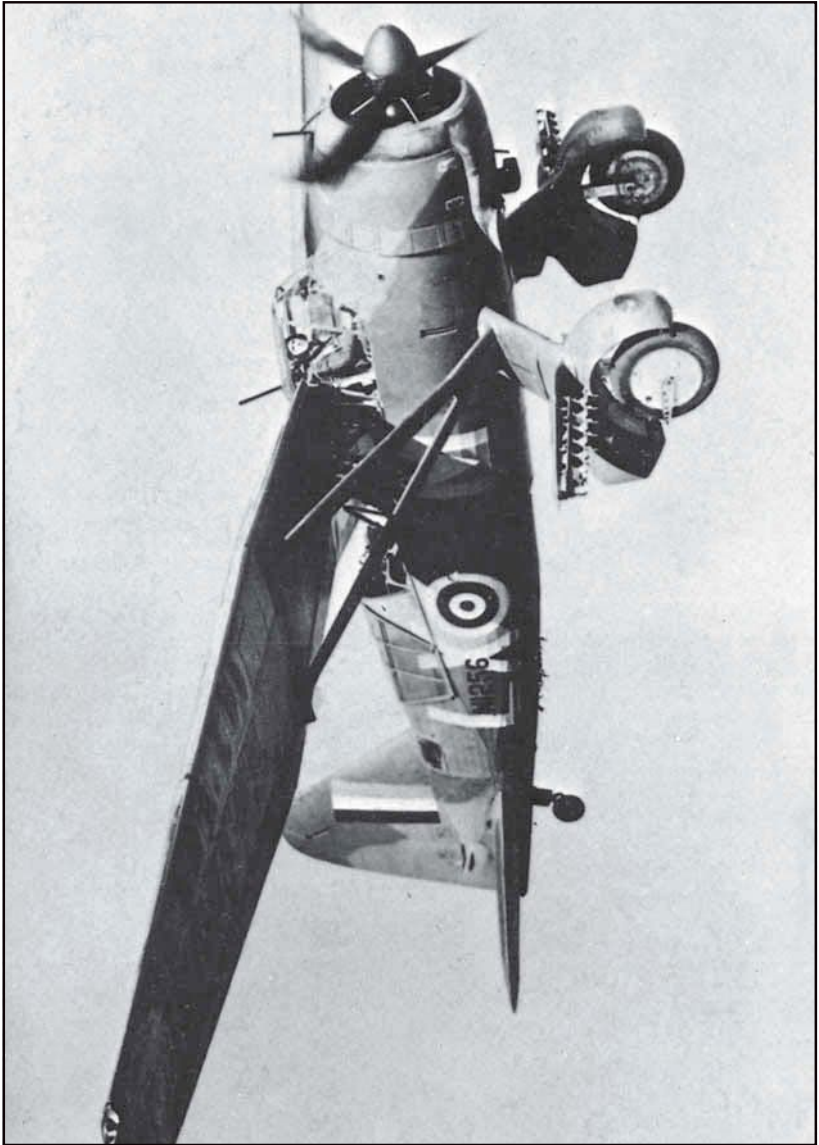


Dieser taktische Aufklärer liegt ungefähr in der gleichen Klasse wie der deutsche Nahaufklärer Henschel 126 und war der erste Entwurf von W. E. W. Petter, dem später durch seinen Bomber English Electric „Canberra“ berühmt gewordenen Konstrukteur. Die Konstruktion wurde nach Petters Entwurf von Arthur Davenport durchgeführt. Nach der Fertigstellung zweier Prototypen erfolgte die Flugerprobung durch Testpilot H. J. Penrose, anschließend eine Fronterprobung an der Nordwestgrenze Indiens. Vier Staffeln waren dann 1940 im Verlauf des deutschen Westfeldzuges eingesetzt. Während der Evakuierung von Dünkirchen flogen „Lysanders“ Versorgungsflüge für die eingekesselten britischen Truppen, wobei sie Verluste erlitten. Dieser Typ war praktisch an allen Fronten eingesetzt, auch in Nordafrika. Diese Maschinen waren „Mädchen für alles“: Nachtjäger, Tiefangreifer, Schlepper für Lastensegler, Versorgungs- und Seenot-Flugzeuge.

Technische Daten

Besatzung:	zwei Mann
Triebwerk:	Bristol „Mercury XII“, 890 PS
Bewaffnung:	zwei MG, starr nach vorn feuern zwei MG, beweglich im Beobachtersitz
Bombenlast:	zwölf leichte Splitterbomben
Spannweite:	15,23 m
Länge:	9,14 m
Höhe:	3,35 m
Fluggewicht maximal:	3544 kg
Höchstgeschwindigkeit:	381,4 km/h
Landegeschwindigkeit:	104,6 km/h
Steigzeit auf 6000 m:	15 Minuten

Britische Kriegsflugzeuge



Westland „Lysander“